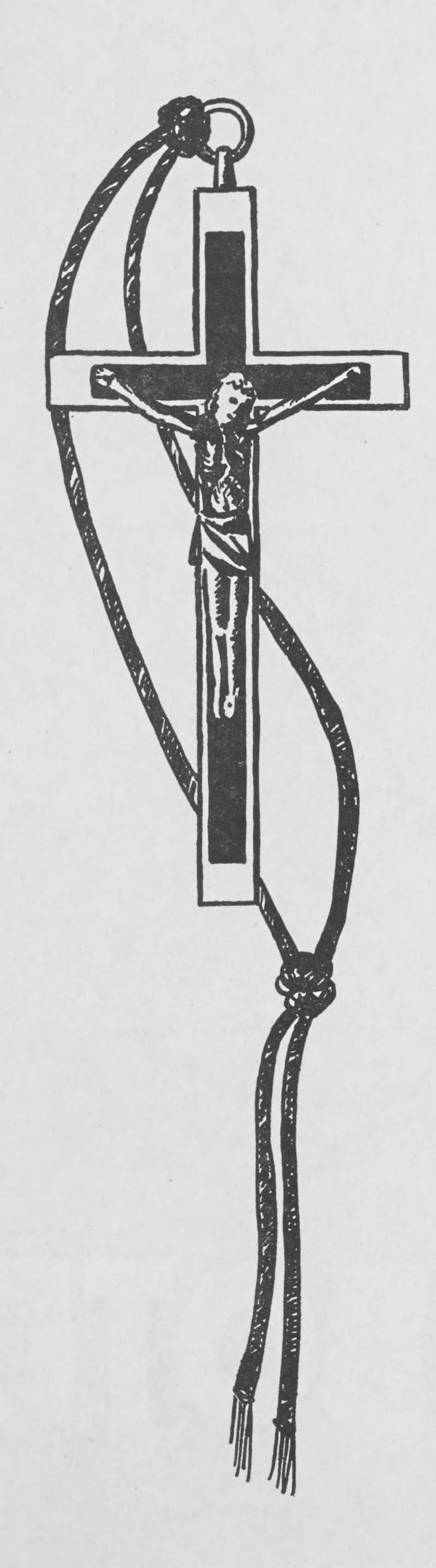
Juli-August
1953



DER MARIENBOTE



Aus der Oblatenwelt

Battleford — Der Provinzial unserer Provinz konnte in diesem Jahr nach Abschluß ihrer theologischen Studien fünf junge Patres dem Generaloberen für ihre erste Bestimmung auf einem Arbeitsfeld der Genossenschaft vorstellen. Pater J. Doetzel wurde dem Apostolischen Vikariat Yukon zugeteilt. Pater V. Sonntag wird sich für ein Jahr nach U.S.A. begeben um an einer Universität Journalistik zu studieren um dann als stellvertretender Schriftleiter von „Our Family" zu wirken. Pater M. Kotowich, der dem Ukrainischen Ritus angehört, verbleibt in seiner Heimatgemeinde, um dem hochbetagten Pater Ruh beizustehen. Die beiden anderen Patres, Reschny und Schmidt, werden als Seelsorger in den Pfarreien unserer Provinz wirken.

Rückkehr unserer amerikanischen Mitbrüder — Seit einigen Jahren hatten wir in Battleford auch Scholastiker von der Belleville Provinz aus U.S.A. Da diese Provinz bisher kein eigenes Seminar hatte mußte sie ihre Seminaristen zum Studium in andere Scholastikate senden. Da sich die Zahl der Seminaristen in den letzten Jahren sehr vermehrte sah sich die Provinzverwaltung genötigt, ein eigenes Scholastikat zu erwerben, was ihr auch gelang, indem sie ein geeignetes Haus am Golf von Mexico erwarb. So haben uns unsere lieben amerikanischen Mitbrüder verlassen. Betet mit uns, daß sich die Reihen bald wieder mit jungen opferfreudigen Menschen füllen, die bereit sind, ihr Leben im Dienste Gottes und der Seelen aufzuopfern.

Abreise zum Sommerlager — Ende Juni verlies die erste Gruppe unserer Fratres Battleford, um sich in das Sommerheim bei Goodsoil zu begeben. Aufgabe dieser Gruppe ist es vor allem eine Kapelle zu errichten, nachdem im vergangenen Jahr bereits Wohnkabinen und Küche gebaut wurden. So Gott will und die finanziellen Mittel zur Verfügung stehen wird die Kapelle diesen Sommer fertig werden. Inzwischen hat eine zweite Gruppe Battleford verlassen, um dort ihre wohlverdienten Sommerferien zu verbringen. Anfangs Juli waren unsere Laienbrüder für eine Woche im Sommerlager, um sich von ihren täglichen Arbeiten und Mühen etwas auszuruhen. Laienbrüder sind ja die stillen Helden unserer Genossenschaft, die still und unauffällig Tag für Tag ihre Pflicht tun und ohne die eine Kommunität gar nicht zu denken wäre. Wir alle sind ihnen zu großem Dank verpflichtet, denn sie ermöglichen es uns, daß wir uns auf unseren Beruf als Priester und Missionare vorbereiten können. Wir freuen uns mit ihnen, daß ihnen auf diese Art eine Möglichkeit gegeben ist, sich etwas zu entspannen und zu erholen.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

21. Jahrgang Juli-August 1953, Battleford, Sask. No. 10

Dies und Das

Wochenend „Sechs Tage sollst du arbeiten und das Werk deiner Hände verrichten. Der siebente Tag ist jedoch der Tag des Herrn deines Gottes. An diesem Tage sollst du ruhen. Denn der Herr hat den siebenten Tag gesegnet und geheiligt.“ So sprach Gott zu uns, und so haben es die gottgläubigen Menschen seit uralten Zeiten gehalten. Bis Christus kam, der uns anstatt des siebenten Wochentages den ersten Tag der Woche zu heiligen lehrte. Am ersten Tage der Woche begann Gott der Vater die Welt zu erschaffen; an einem Sonntag erstieg Gott der Sohn dem Grabe, und am hohen Pfingstsonntag kam Gott der Heilige Geist über uns Menschen herab. Hoch und hehr ist uns dieser erste Wochentag. Er ist uns wirklich der erste, der wichtigste und der heiligste aller Tage der Woche, er ist uns Christen der Tag des Herrn, und er ist uns wie schon sein Name sagt – ein Tag der Sonne

Dem modernen Menschen ist der Sonntag nicht mehr der erste Tag der christlichen Woche: Man hat den Sonntag zum „Wochenende“ gemacht. Zum Wochenendstag, der nicht mehr dem Herrn sondern dem Menschen gehört. Samstag Nachmittag sieht man die Menschen ihre Geschäfte und Häuser schließen und hinausziehen zum Sommerhaus, das da irgendwo am waldumrandeten See liegt. Dort ruht man sich aus von den Mühen der Woche – und von Gott! Am Sonntag will man eben frei sein. Frei von der Arbeit, frei vom frühen Aufstehn, frei von den Gesetzen der Uhr, und auch frei von den Gesetzen Gottes. Am Samstag und am Sonntag kennt der moderne Mensch keinen Herrn: Er ist sich selbst Herr, und der Sonntag gehört niemandem andern als nur ihm. Der Sonntag ist kein „Tag des Herrn“ mehr, er ist zum Tage des Menschen geworden. Und der Mensch heiligt ihn nicht mehr. An keinem Tage der Woche steigen wohl so viele Gottesbeleidigungen zum hohen Himmel empor wie gerade an jenem, der nach Gottes Verordnung ein Tag der Anbetung und der Heiligung des Menschenherzens sein soll. Während der Woche hat man halt weniger Zeit, sich jenem Müßiggange hinzugeben, der, wie schon die Alten gelehrt, aller Laster Anfang ist.

Der gottesfürchtige Christ hat nicht nur einen Tag des Herrn, die ganze Woche ist ihm eine Woche Gottes. Er beginnt sein Wochenwerk mit Gott. Er beginnt es mit dem sonntäglichen Kirchgang. Er geht hin zum Altar seines Gottes, wo das hochheilige Opfer des Neuen Bundes gefeiert wird.

Christ ist der Mensch. Christ nicht nur dem Na-

men nach sondern auch im Denken, im Wollen und im Lieben. Er opfert am Sonntag seinem himmlischen Vater das Fleisch und das Blut des Erlösers und sich selbst. Es opfert der Christ am Sonntag sich und seine Woche: Alles Beten und alle Arbeit, jeden Tropfen Schweiß und jedes Kreuz, groß oder klein, das während der am Sonntag begonnenen neuen Woche auf ihn wartet, läßt er sich während der Sonntagsmesse schon von seinem Gotte segnen. Gesegnet muß alles sein, denn was man Gott geopfert, wird zu Gottes Eigentum. Und was Gottes Eigentum werden soll, muß gesegnet sein.

Am Montag beginnt der Christ das Werk seiner Woche. Wie der Sonntag so der Montag, sagt man, und so auch dein ganzes Leben und deines Lebens Ende. Von der Sonne erhält der Mond sein Licht, und vom Sonntag wird dein Werktag erhellt oder verfinstert. „Es werde Licht", sprach Gott am ersten Schöpfungstage, am ersten Sonntage. „Es werde in mir das Licht der Gnade und der christlichen Tugend", betet der Christ am Sonntag während des hohen Amtes. Und dieses Licht kommt, und es leuchtet und es stärkt uns während der langen Woche, auf daß wir gottestreu beenden können, was wir am Sonntag begonnen.

Wo der Mensch am Sonntag nicht zu Gott geht, um sich dort das Licht der Gnade zu holen, da beginnt er immer wieder die gnadenleeren Wochen, Monate, Jahre und Jahrhunderte seines Lebens. Was wundern wir uns über Not und Hunger und Krieg? Wo Gottes Segen nicht die Tage unseres Erdenlebens durchseelt, da kann auch Gottes Friede nicht weilen. Einen Menschenfrieden gibt es ja nicht. Davon sollten wir doch wohl schon längst überzeugt sein. Es gibt nur einen Frieden, und es gibt nur einen einzigen wahren Wohlstand; und das ist der Friede und der Wohlstand des Herzens, das sich an Gott gekettet und aus Gott seine Ruhe, sein Denken und sein Urteilen holt.

Gottergeben und treu den Gesetzen seines Herrn beginnt der Christenmensch am Montag das Werk um sein tägliches Brot. Seit den ersten Jahrhunderten des Christentums ist es Gebrauch, am Mittwoch in der Mitte der Woche,, einmal kurz halt zu machen. Heute noch sehen wir, wie man selbst in nichtkatholischen Ländern am Mittwoch Nachmittag alle Geschäfte schließt. Ruhe herrscht auf den Straßen der Städte. In unseren Meßbüchern sehen wir über den Meßgebeten des Mittwochs oft das Wort „statio" geschrieben. „Statio" heißt so viel wie stehnbleiben. Stehnbleiben vor Gott, um sich ein wenig zu besinnen. An den Nachmittagen des Mittwochs ließ der frühere Christ seine Arbeit ruhen. Er wollte nicht sein wie die alten Heidenmenschen, die den Mittwoch dem römischen Heidengott Mercurius, dem Gott der Geldsucht, gewidmet hatten. Heute noch benennen die Franzosen den Mittwoch nach diesem Gott der Geldgier. Dem Franzosen ist der Mittwoch der „Mercredi" oder der „Tag des Merkurius".

Nicht an irdischen Gütern will der Christ reich werden: Er will reich werden an Gottesgeist und Gottesliebe. Deshalb legt er sein Werkzeug am Mittwoch Nachmittag ein Weilchen zur Seite. Er ruht von der Arbeit, um Zeit für ein andächtiges Gebet oder für ein stilles Stündlein mit der Bibel oder einem andern frommen Buche zu finden. Station hält der Christ am Mittwoch zu Füßen des Kreuzes seines Heilandes. Verführerisch ist die Welt. Wer von Montag bis zum nächsten sonntäglichen Kirchgang keine Zeit findet an Gott zu denken, kann leicht zum Anbeter des Mercurius werden. Und wer dem Gelde dient, der wird auch bald von dem Verlangen des Fleisches und des Stolzes ergriffen.

Am Donnerstag schleppt der Christ weiter an den Kreuzen und Sorgen des Werktages; bis es Samstag wird und das christliche Wochenende beginnt. Wie am Mittwoch, so beendet der Christ auch am Samstag seine Arbeit früher als an den andern Wochentagen. Samstag Abend läuten die Glocken den Sonntag ein. Froh singen sie über Feld und Dorf: „Morgen ist Sonntag. Ruhe, o Mensch, und danke dem Herrn!"

Samstag ist Wochenend. Sinnend schreiten viele Leute dem Gotteshause zu. Morgen sollen sie vor Gott erscheinen, um Ihm das große Lob- und Dankopfer des Neuen Testamentes darzubringen. Morgen, am Sonntag, sollen sie bei Gott sein, um mit Ihm zu besprechen das Werk der vergangenen und der kommenden Woche. Im sonntäglichen Kleid geht der Mensch am Sonntag zur Kirche. Sonntäglich rein muß besonders die Seele sein, denn Gott ist heilig. Sauber an Leib und Seele muß der Mensch vor seinem Gotte stehn, wenn er ihn ehren will. Darum beichtet der fromme Mensch am Samstag. Darum säubert er die Seele, bevor er sich bekleidet mit dem Gewande des Tages des Herrn.

Samstag ist das Wochenend. Am Samstag gönnt der Mensch sich Ruhe. Der Sonntag ist ihm jedoch nicht Wochenend, der Sonntag ist ihm der Anfang einer neuen Woche Gottes, und wie alles

mit Gott begonnen werden muß, so wird auch die Woche mit Gott angefangen.

Sonntag ist der Tag des Herrn. Der ganze Sonntag gehört Gott. Darum ist es dem edlen, dem gottfrommen Christen nie mit der Sonntagsmesse genug. Das Sonntagsamt ist ja kaum länger als ein und eine halbe Stunde. Gott sagte aber, daß nicht ein und eine halbe Stunde des Sonntags sein Eigentum sei, Er bezeichnete den ganzen Sonntag als seinen Tag.

Der Christ vergangener Tage wußte, wie er den Sonntag zum Tage des Herrn machen solle. Nach dem Sonntagskirchgang, während die Mutter in der Küche das Mittagessen bereitete, rief der Hausvater die Kinder zu sich. Er prüfte, ob sie auch während der Woche etwas im Religionsunterricht gelernt und ob sie während der Woche auch das Gebot des Gehorsams gehalten. Nach dem Mittagessen las der Hausvater der ganzen Familie aus dem heiligen Familienbuch das Evangelium und eine Erklärung des Worts Gottes vor. Er las von Christentugend und über das Leben der Heiligen, deren Namen im Kalender der soeben begonnenen neuen Woche zu finden waren. Später am Nachmittag ging die ganze Familie zur Vesperandacht, und dann erst gönnte der Mensch sich jene schönen Sonntagsvergnügen, die heute noch in katholischen Ländern Sitte und Brauch sind.

So ein Sonntag brachte Segen. Da meint mancher, daß trotz dieses frommen Sonntags der Alten Leben doch schwerer gewesen sei als heute. War es wirklich so?

Schwerer war das Leben den frommen Alten gewiß nicht. Und leicht wollten sie das Leben nicht haben. Sie wußten von jenem Worte Gottes, das da sagt, der Mensch solle sein Brot im Schweiße seines Angesichtes essen, und sie ehrten es. Ihr Leben war Arbeit und Gebet. Schwer war ihr Leben wohl. So etwas wie der Geist des ersten und des zweiten Weltkrieges gab es in ihrem Leben jedoch nicht. Ein anderer Geist ging von ihnen aus: Der Geist des Glaubens an Gott, des Hoffens auf Gott und der Liebe zu Gott. Ganze Jahrhunderte empfingen von diesem Geiste, und Menschen und Völker blieben treu ihrem gekreuzigten Heiland.

Damals hörte man immer wieder vom Wachsen des Christentums. Heute ziehen die Jungen in die Welt, und sie bauen sich Häuser ohne Gott. Schwach ist der Glaube, den sie von zu Hause mitnahmen, und ihren Kindern bereits ist der Sonntag nicht mehr der Erste unter allen Tagen der Woche und nicht mehr der Tag des Herrn, ihnen ist der Sonntag zum „weekend" und zum Tage der Sünde geworden.

Wie der Sonntag so der Montag und so auch dein ganzes Leben. Machen wir diesen Tag wieder zum Tage des Herrn. Zum Tage, an dem nicht nur während des Sonntagsamtes an Gott gedacht wird, der aber voll und ganz dem Herrn gehört.

„Heilige den Tag des Herrn, und ich werde dich und deine Kinder und Kindeskinder segnen", sprach Gott. Geben wir Gott was Gott gehört, und Er wird uns mit ganzer Fülle geben, was wir von Ihm brauchen. Heilige den Namen Gottes, auf daß Gott dich, dein Herz und dein Haus dir heilige.

— Der Schriftleiter.

Horch da läuten Abendglocken
Hell und klar den Sonntag ein,
Und die Glockenklänge ziehen
Feierlich ins Tal hinein.

„Ruhet nun, ihr fleiß'gen Hände,
Die ihr von der Arbeit müd';
Denn der gute Gott dort oben
Einen Sonntag euch beschied."

Süße Klänge, wie ihr ziehet
Durch die Welt im Abendschein,
Läutet ihr in meinem Herzen
Auch den lieben Sonntag ein?

Stille falt' ich meine Hände,
Heil'ge Andacht weht durchs Herz,
Und mit Glockenklängen steiget
Mein Gebet auf, himmelwärts.

* * *

Christentum ererbt sich nicht; will man christliche Kinder, so muß man sie dazu erziehen.

Kann man den Zeitpunkt des Todes der Muttergottes ermitteln?

von Abbe Jean Remois

Das Dogma der Aufnahme Mariens in den Himmel ist keine abstrakte Wahrheit, zu der man auf dem Wege des logischen Schlusses gekommen ist wie bei anderen dogmatischen Wahrheiten, z.B. der unbefleckten Empfängnis. Sie ist vielmehr eine historische Tatsache, die sich feststellen läßt und auch wirklich festgestellt wurde.

Kann man sich nun vorstellen, daß die Muttergottes diese Erde verließ, ohne den hl. Johannes, ihren Adoptivsohn und dem Fleische nach ihren Neffen, davon zu rer Verwandtschaft in Jerusalem benachrichtigen? Ohne sich von ih- und den dortigen Christen zu verabschieden? Ohne die Apostel noch einmal zu sehen, deren geistige Mutter, Stütze und Förderin sie war? Nein, man kann sich einfach nicht vorstellen, daß sie plötzlich aus ihrer irdischen Wohnung verschwand, ohne etwas davon zu sagen, und einfach ihre Kleider auf ihrem Lager zurückließ.

Kann man, von dieser Voraussetzung ausgehend, den Tod und die Aufnahme der Muttergottes in den Himmel zeitlich festlegen? Diese Frage zu beantworten scheint, vermessen. Man weiß, daß uns weder die Heilige Schrift noch die Apostolische Überlieferung irgendein Datum hinterlassen haben. Um ihren Lebenslauf, ihre Geburt, ihren Tod und ihre leibliche Aufnahme in den Himmel in den Rahmen der Geschichte einzufügen, sind wir also auf Vermutungen angewiesen und können über einen Grad von Wahrscheinlichkeit nicht hinauskommen. Vielleicht aber kommen wir doch zu annähernden Daten, wenn wir gewisse Überlieferungen mit historischen Anhaltspunkten aus den Texten der Schrift oder weltlichen Schriften in Verbindung setzen.

Die zeitliche Festlegung des Lebens Mariens hängt begreiflicherweise mit der zeitlichen Festlegung des irdischen Lebens des Gottessohnes zusammen. Leider ist auch diese schwankend. Die Daten, die man für die Geburt und den Tod des Heilands annimmt, schwanken um drei oder vier Jahre. Jesus wurde zwischen 747 und 750 nach der Gründung Roms geboren, und starb zwischen den Jahren 29 und 33 unserer Zeitrechnung. Die wahrscheinlichste und heute meist angenommene Meinung legt als Todestag Christi den 7. April des Jahres 30 als Jahr seiner Geburt das Jahr 748 oder 749 nach der Gründung Roms fest.

Die Muttergottes war wohl ungefähr 15 Jahre alt, als sie den Heiland gebar. Die Mädchen Israels wurden nach ihrem 12. oder 13. Lebensjahr verheiratet, mußten jedoch noch ein Jahr warten, bis sie zu ihren Männern zogen. Wenn dieser Brauch auch bei der Muttergottes eingehalten wurde, dann war sie beim Besuch des Engels ungefähr 13½ Jahre alt und bei der Geburt Jesu ungefähr 14 Jahre und einige Monate. Diese fand im 7., 6. oder 5. Jahr vor der christlichen Zeitrechnung statt, so daß die Muttergottes selbst ungefähr im 21., 20. oder 19. Jahr vor unserer Zeitrechnung geboren sein muß.

Nun gibt die verbreiteste und auch von Suarez und dem hl. Petrus Canisius angenommene Überlieferung der Muttergottes ein Alter von 70 oder 72 Jahren. Danach kann mann ihren Tod im Jahre 50 oder 54 unserer christlichen Zeitrechnung annehmen, oder vielleicht auch schon im Jahre 49, wenn man annimmt, daß Maria bei dem am weitesten zurückliegenden Geburtsdatum Christi, also dem Jahre 7 vor unserer Zeitrechnung, 15 Jahre alt war.

Es erscheint uns erklärlich, daß die Muttergottes den Wunsch hatte vor ihrem Sterben die Apostel noch einmal zu sehen. Die unechten Heiligen Schriften, die sogen. „Apokryphen" lassen sie noch einmal auf wunderbare Weise zu den Aposteln kommen. Man kann aber vielleicht besser annehmen, daß die Apostel damals gerade zu jener Zusammenkunft in Jerusalem vereinigt waren, die man das „Erste Konzil" nennt und nach ernstlichen Berechnungen aus der Chronologie des hl. Paulus in die Jahre zwischen 49 und 51 legt.

Wir weichen hier bewußt von der Überlieferung ab, nach der die Muttergottes in Ephesus gestorben sein soll. Es ist wahrscheinlich, daß der hl. Johannes Jerusalem vor dem Tode Mariens, die der Kalvarienberg so stark dort zurückhielt, verließ. Andererseits weiß man, daß die Kirche von Ephesus durch den hl. Paulus gegründet wurde, der dorthin zum

ersten Mal zu Beginn des Winters 54/55 kam.

Wir können auch der Annahme eines hervorragenden Assumptionisten nicht beistimmen, der meinte, die Muttergottes hätte beim Aufstand der Juden in den Jahren 66/68 Jerusalem verlassen und wäre den Christen gefolgt, die nach Transjordanien, insbesondere nach Pella, flüchteten. Im Jahre 66 wäre die Muttergottes mindestens 84 Jahre alt gewesen, während ihr die Überlieferung nur ein Alter von höchstens 72 Jahren zuschreibt. Andererseits hat auch keine örtliche Überlieferung eine Erinnerung an ihren Tod in Transjordanien aufbewahrt. Dagegen hat die gleiche Tradition ihre „Dormition" auf den Sionsberg und ihr Grab in das Tal von Gethsemani verlegt.

Nachdem wir so den Tod Mariens zwischen die Jahre 49 und 54 gelegt haben, fragt es sich, ob man nicht noch zu einer genaueren Fixierung des Datums gelangen kann. Die Parallele zwischen der Auferstehung der Muttergottes und der des Heilandes läßt daran denken, daß auch die Muttergottes an einem Freitag starb und an einem Sonntag auferstand. Die Festlegung des Festes der Himmelfahrt Mariens auf den 15. August ließ schon die Vermutung aufkommen, daß Maria am Freitag, den 13. August, starb, und am Sonntag, den 15. August auferweckt wurde. Das nimmt auch die Seherin Marie d'Agreda, Verfasserin des berühmten Werkes „Die mystische Stadt", an. Nun kommt in der von uns oben als wahrscheinlich angenommenen Zeitspanne nur ein Freitag, 13. August vor, und zwar im Jahre 51. Dabei taucht eine Frage auf, die man vielleicht als kühn und indiskret ansehen könnte: Warum



wählte die Muttergottes gerade den 13. jeden Monats für die Erscheinung in Fatima?

Aber welches nun auch das genaue Datum der Himmelfahrt der Muttergottes sein mag, kann man doch sagen, daß die 1900-jährige Wiederkehr dieses Ereignisses nicht mehr weit von der feierlichen Verkündigung des Dogmas entfernt war, die, wie man weiß, von einer sich vor den Augen des Papstes vollziehenden Wiederholung des Sonnenwunders vom 13. Oktober 1917 in Fatima begleitet war.

Gebet des Hl. Vaters zur verklaerten Gottesmutter

Verfaßt zur feierlichen Erklärung der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel.

Unbefleckte Jungfrau, Mutter Gottes und der Menschen Mutter!

Wir bekennen mit der ganzen Kraft unseres Glaubens, daß du mit Seele und Leib glorreich in den Himmel aufgenommen bist, wo dir alle Chöre der Engel und alle Scharen der Heiligen als Königin huldigen. Und wir vereinen uns mit ihnen, um den Herrn zu loben und zu preisen, der dich über alle andern Geschöpfe erhob, und bringen dir unsere andachtsvolle Hingabe und Liebe dar.

Wir wissen, daß du auf Erden mit mütterlichem Blick auf Jesu Knechtsgestalt und Leiden blicktest. Doch jetzt siehst du im Himmel die verklärte Menschheit der ungeschaffenen Weisheit, und die Freude deiner Seele läßt dein Herz in beseligendem Entzücken aufjauchzen, da du die anbetungswürdige Dreifaltigkeit von Angesicht zu Angesicht schauest. Und wir armen Sünder, wir denen der Leib den Aufschwung der Seele hemmt,wir bitten dich, reinige unsere Sinne, damit wir lernen, schon hienieden inmitten der Lockungen der Geschöpfe Gott zu lieben, Gott allein.

Wir vertrauen darauf, daß deine Augen voll Erbarmen auf unsere Nöten und Ängste, auf unsere Kämpfe und Schwächen niederblicken, daß dein Antlitz gütig lächelt zu unseren Freuden und Siegen. Du hörst, was dir Jesus von jedem aus uns wie dereinst von seinem Lieblingsjünger sagt: Siehe da dein Sohn! Und wir, die wir dich anrufen als unsere Mutter, wir erwählen dich gleich Johannes zu unserer Führerin. Du sollst uns Kraft und Trost in unserem Erdenleben sein.

Wir haben die beglückende Gewißheit, daß deine Augen, die über die von Jesu Blut getränkte Erde weinten, sich auch jetzt noch auf die Welt richten, die von Krieg, Verfolgung und Unterdrückung der Gerechten und Schwachen heimgesucht ist. Und wir erwarten in dem Dunkel dieses Tränentales von deiner himmlischen Verklärung und deiner milden Güte Linderung in unserem Herzeleid, in den Prüfungen von Kirche und Vaterland.

Wir glauben endlich, daß du in der Glorie, wo du herrschest, bekleidet mit der Sonne und gekrönt von Sternen, nächst Jesus die Freude und Wonne aller Engel und Heiligen bist. Und wir blicken von dieser Erde, wo wir als Pilger wallen, gestärkt durch den Glauben an die künftige Auferstehung, auf dich, unser Leben, unsere Wonne, unsere Hoffnung. Ziehe uns an durch deiner Stimme trauten Klang und zeige uns dereinst nach unserer Verbannung Jesus, die gebenedeite Frucht deines Leibes, o gütige, o milde, o süße Jungfau Maria.

Im Namen Gottes

Scheint dir des Lebens Last zu schwer
Und will dein Mut erlahmen,
Verleiht dir Kraft vom Himmel her
Das Wort: „In Gottes Namen."

In Gottes Namen brich dein Brot
Und streu des Wohltuns Samen;
In Lust und Leid, in Glück und Not
Halt aus in Gottes Namen.

Und sinkt dein schmerzgebeugtes Haupt
Tief auf des Kreuzes Rahmen,
Ward dir das Teuerste geraubt,
Ertrag's in Gottes Namen.

Pochst einst du an das Himmelstor
Nach deinem letzten Amen,
Tönt dir des Ew'gen Ruf ans Ohr:
„Tritt ein in Gottes Namen!"

Josefine Moos

Unsere liebe Frau in den Oblatenmissionen

Nikolaus Kowalsky, O.M.J.

Das Leben liebt die Gegensätze, die scheinbaren Widersprüche. So tragen die Missionare des allerheiligsten Erlösers den Rosenkranz der Gottesmutter an ihrem Gürtel, die Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria aber das Kreuz des Erlösers auf ihrer Brust. Die einen bezeugen durch ihre Ordenstracht die Wahrheit des alten Grundsatzes: „Durch Maria zu Jesus", den andern aber hat ihr Stifter im Vorwort der Regel den Auftrag gegeben, den Völkern zu verkünden, „wer Christus ist," Christus aber ist der durch Maria menschgewordene Gottessohn. Die Oblaten sind Missionare, und als solche Christuskünder. Kraft ihres Namens und im besonderen Auftrag ihrer Regel verherrlichen die Oblaten, wo auch immer sie das Evangelium predigen, in Christus und durch Christus seine Unbefleckte Mutter Maria. Als Mutter des Erlösers ist Maria Königin der Erlösten, ganz besonders aber die Königin der Missionen, da in ihnen die Erlösungsgnade am sinnfälligsten wirksam ist.

Als Eugen von Mazenod im September 1841 das kühne Wagnis auf sich nahm, ein Achtel seiner kleinen Schar in die Missionen von Kanada zu schicken, rief er den Scheidenden noch einmal ausdrücklich ihre Pflicht, für die Ausbreitung der Marienverehrung zu arbeiten, ins Gedächtnis. Dem Obern der ersten Oblatenmissionare, P. Johann-Baptist Honorat, und in ihm gleichsam allen späteren Glaubensboten der Genossenschaft, schrieb der Stifter damals in seinem Aussendungsbrief: „Wir bestimmen, daß Sie das neue Haus unseres Ordens im Bistum Montreal unter den Schutz der allerseligsten Jungfrau Maria stellen; wir wollen, daß Sie es der Unbefleckten Empfängnis weihen. Möge die allzeit reine Jungfrau Maria euch führen und schützen. Ihr aber werdet ihre Verehrung kraft unserer besonderen Berufung als Oblaten und eurer persönlichen Verpflichtung als ihre Söhne immer mehr zu verbreiten suchen." Denselben Gedanken wiederholte der Stifter bei allen Aussendungsfeiern seiner Missionare, mochte er sie nun zu den Indianern des hohen Nordens, zu den religiös vernachlässigten Katholiken der Perleninsel Ceylon oder zu den primitiven Negerstämmen Südafrikas schicken.

In Kanada gründeten die Oblaten noch im Jahre ihrer Ankunft den Marianischen Jungfrauenverein, der im stillen Großes gewirkt hat und noch heute wirkt. Denn heute noch besteht er in allen kanadischen Pfarreien als eine wichtige Gruppe der Pfarrfamilie. Wenn die kanadische Familie, besonders aber die französisch-kanadische, der ganzen Welt als Vorbild dienen kann, dann kommt es nicht zum wenigsten daher, daß ihre Mütter ausnahmlos im Marianischen Jungfrauenverein religiös geschult und sittlich gefestigt wurden. In all diesen Marianischen Jungfrauenvereinen lebt heute noch der Geist der alten Oblatenmissionare; denn heute noch gelten die Satzungen der ersten Gründer.

1843 gründeten die Oblaten im Verein mit Bischof Bourget von Montreal, dessen Diözese den lateinischen Namen „Marienstadt" führt, die Schwesterngenossenschaft von den heiligen Namen Jesus und Maria zur Erziehung der weiblichen Jugend. Von P. Telmon ging der erste Anstoß aus, der Stifter selbst gab die Anregung, P. Tempier, sein erster Gefährte, bester Freund und Vertrauter, schrieb die Regel, und der spätere Apostolische Vikar von Natal, P. Allard, war der erste Novizenmeister. Als Allard die Bekehrung des Basutolandes in Angriff nahm, gründete er unter den erstbekehrten Frauen einen ordensähnlichen Verein von Katechistinnen, den er unter den besonderen Schutz der Unbefleckten stellte.

Erzbischof Langevin von St. Boniface wurde 1904 der Stifter der Missionsschwestern Oblatinnen vom Herzen Jesu und der Unbefleckten Jungfrau Maria, die sich besonders mit der Erziehung der Indianerkinder befassen.

1928 riefen die Oblatenmissionare auf Ceylon den beschaulichen Orden der Rosenkranzbrüder ins Dasein. Die Mitglieder weihen ihr Leben der Buße, um in ewigem Stillschweigen, Betrachtung und Rosenkranzgebet ihrer Heimat durch Maria die Gnade der Bekehrung zu erflehen. 1848 gründeten die Oblaten in By-

town, dem heutigen Ottawa, ein Kolleg, das 1866 Staats- und 1889 päpstliche Universität wurde. Wiederum vertrauten sie das zur Heranbildung der katholischen Führerschicht so notwendige Unternehmen der allzeit reinen Jungfrau, dem Sitz der Weisheit, an. Auch das Kolleg „Pius XII.", die erste Negeruniversität in Südafrika, ist ihr, der Königin von Afrika, geweiht.

Die Oblaten sind die Hüter des kanadischen Nationalheiligtums U. L. Frau vom Rosenkranz in Cap de la Madeleine. In den letzten Jahren hat ihr Gnadenbild alle Provinzen des Riesenreiches bis hinauf zum Eismeer besucht. Es war nur ein Auftakt zur Weltreise der Mutter Gottes von Fatima, die alle Missionen besucht und überall eine Welle der Bekehrungen ausgelöst hat. Den Anstoß zu dieser Pilgerfahrt gab ein belgischer Oblate, der dann auch das Gnadenbild der Himmelskönigin als Reisemarschall begleitet hat. Bei der Ankunft der Oblaten auf der Insel Ceylon weihte der Provikar Bischof Bettachini sein Vikariat mit den Missionaren der Unbefleckten Königin der Apostel. Ceylon besitzt in der Kirche von Madhu einen Ort, an dem die Hunderttausende, die dort jährlich zu den Füßen der Gottesmutter zusammenkommen, für die Dauer der Wallfahrt alle Kasten- und Rassenunterschiede vergessen. Das gleiche erlebten die Teilnehmer der Jahrhundertfeier der Oblatenmission in Natal, die ganz Südafrika mit einem Marianischen Kongreß in Durban feierte. Alle Herzen schlugen begeistert höher, als Erzbischof Hurley die in den Himmel aufgenommene Gottesmutter zur Schutzherrin Südafrikas erklärte und der Heilige Vater in seiner Radioansprache den Segen der Unbefleckten auf die Oblatenmissionare herabrief.



Der Hl. Vater gewährt dem Hw. H. Bischof J. Boekenfoehr O.M.J. nach seiner Bischofsweihe eine Privataudienz

In Tewate bei Colombo geht das Heiligtum seiner Vollendung entgegen, in dem U. L. Frau von Lanka, die Königin von Ceylon, die das ihr anvertraute Land vor der japanischen Invasion bewahrt hat, thronen soll. Unser Heiliger Vater Pius XII. hat selbst im November 1952 ihr Gnadenbild gesegnet.

Die Bischöfe Kameruns beauftragten im Juni 1949 die Oblaten, der Schutzherrin von Kamerun in N'Gaundere eine Wallfahrtskirche zu bauen.

Vom Eismeer bis zum Okawango, vom Vaal bis zum Pilkomayo haben die Oblaten ihrer Patronin Lourdesgrotten errichtet. Fast alle von den Oblatenmissionaren gegründeten Diözesen und Vikariate stehen unter dem besonderen Schutz ihrer himmlischen Mutter. Roma, die Hauptstadt des katholischen Lebens im Basutoland, wurde von den Oblaten als „Dorf der Mutter Jesu" gegründet. Am 15. August 1865 weihte Bischof Allard mit Billigung des „Löwen der Berge", Moschesch, das stockheidnische Volk der Basutos der Unbefleckten Jungfrau Maria. Heute ist das Volk der Berge zu über einem Drittel katholisch. Das Basutoland ist die blühendste Missionskirche Südafrikas, die einzige bisher, die als reife Frucht einen einheimischen Bischof hervorgebracht hat. Getreu dem Wunsche ihres seligen Stifters haben die Oblaten gerade immer die schwersten Missionen übernommen. Sie taten es im Vertrauen auf den Schutz ihrer himmlischen Mutter. Fast die Hälfte aller Missionen (169 von 424) trägt ihren Namen.

Es ist nicht zu verwundern, daß

die Oblatenmissionare Maria unter dem Namen und Titel anrufen, der ihnen aus ihrer Heimat und aus ihrer Jugendzeit am vertrautesten ist. „Mutter Gottes, Allerreinste, U. L. Frau vom Siege, vom Weidenbaum, von der Vorsehung, von der Hoffnung, von Lourdes und vom Berge Karmel; Zuflucht der Sünder, Immerwährende Hilfe, Schmerzensmutter, Meeresstern", und so ließe sich die eindrucksvolle Litanei ohne Ende fortsetzen. Aus tausend Bildern grüßt dieselbe Mutter. Ebenso mannigfaltig sind die Schriften, welche die Oblatenmissionare zu Ehren Mariens in den verschiedensten Sprachen verfaßt haben.

Wir wollen unsere Betrachtung über Unsere Liebe Frau in den Oblatenmissionen nicht abschießen, ohne unserer wackeren Freunde in der Heimatfront gedacht zu haben, die durch ihr Gebet und Opfer die Arbeit der Missionare unterstützen. Auch sie haben sich unter das Marienbanner geschart. Der Marianische Missionsverein ist ein Teil unserer Oblatenfamilie. Oblaten dem Geist der Gesinnung nach, Apostel und Missionare im Gebet und Opfer, arbeiten seine Mitglieder zusammen mit den Oblaten in aller Welt an der großen Aufgabe, die Seelen durch Maria zu Jesus zu führen.



Die hl Mutter Anna Vorbild der christlichen Mütter

Die hl. Anna ist das edle Urbild jener christlichen Frauen, die da am Abende ihres Lebens unseren Müttern Stütze und Leitstern sind. Möge die am Familienherde sitzende Großmutter heilig wie die heilige Anna sein! Möge sie in ihrem Heiligtume gleich jenem hl. Leuchter brennen, dessen verschiedene, ineinander verschlungene Zweige in einer einzigen Flamme brannten! Möge sie die Kinder ihrer Kinder an sich ziehen und an ihr Herz drücken, um sie alle in einer Zärtlichkeit zu umfangen und sie nach oben zu ziehen, um in dem liebenden Herzen Jesu Christi zu ruhen.

"Die Suendenallee"

Anna Hilaria von Eckhel

Pfarrer Andric kam aus der Kirche, er hatte einen gequälten Zug im Gesicht und sein Gang hatte die schleppende Müdigkeit eines Menschen, den eine Last beugt, die er nicht abzuschütteln vermag. Zuerst wandte er sich seinem Hause zu, dann aber schien es ihm ratlicher, seinen unruhigen Kopf noch ein wenig auszulüften, ehe er ihn wieder über Bücher beugte, die doch keine Antwort wußten auf all die brennenden Fragen. So ging er die Dorfstraße hinab und weiter, den Weg, der zwischen Steinhals und Steinhalde dem nächsten Ort zuführte. Der war rechts und links mit wohltätig schattenden Bäumen umsäumt, sonst wäre das Wandern ein mühsam Werk gewesen, selbst jetzt, wo der Tag schon zur Neige ging, denn noch immer lag die Augustsonne in ihrer grausamen Glut über der Karsthöhe, früh kam sie und schied spät, als wäre es ihr eine Lust, sich lang und tief in diese herbe Einsamkeit zu versenken. Pfarrer Andric blieb stehen, nahm den Hut vom Kopf und wollte sich eben die Stirn wischen, als etwas seine Tonsur traf, mit festem Fall und doch wieder wie eine kecke, übermütige Liebkosung. Er bückte sich und hob es auf: eine reife Birne! Der nächste Baum aber war ein Kirschbaum und der übernächste eine Roßkastanie, an die reihten sich schlank und biegsam drei Pappeln, ihnen gegenüber aber standen Pflaumenbäumchen in langem Zug, etwas verkrüppelt, etwas windzerzaust, aber gut mit reifenden Früchten behangen, diesen folgten ein paar Linden, und dann kamen Kugelakazien, die hatten die runden Köpfe voll langwehender grüner Haare. Pfarrer Andric schüttelte den Kopf, wie es schon mancher getan über die Regellosigkeit der Allee. Wahrhaftig, dachte er, willkürlich und bunt wie der Menschen Sünden – aber nicht unnütz wie diese! Und er tat einen durstigen Biß in seine Birne hinein.

Ob Pfarrer Cerni wohl solch eine Labung für seine ausgedörrte Seele hatte? Sollte er den alten Sonderling nicht doch einmal besuchen? Er begann rüstiger auszuschreiten — einer Hoffnung geht man immer freudig entgegen.

Nach knapp zwei Stunden stand er am Eingang des Nachbardorfes, vor Cernis Haus. Der hatte es sich vor etwa zehn Jahren hier bauen lassen, als er wegen zunehmender Augenschwäche sein Amt niederlegte, nicht in Pfarrer Andrics Hände, sondern in die seines Vorgängers. Dieser hatte Pfarrer Andric eigentlich vor dem Umgang mit dem Alten gewarnt. „Er ist jetzt ganz blind und seine Gedanken und Reden werden immer weltfremder! Auch ist er bei den vorgesetzten Behörden nie gut angeschrieben gewesen, er hat immer seinen eigenen Kopf gehabt, schon diese Idee mit der Sündenallee!"

Unwillkürlich gedachte Pfarrer Andric dieser Worte, wie er den Amtsbruder jetzt in der Weinlaube vor sich sitzen sah: alt und verhutzelt. Das Gesicht hatte etwas Lederartiges, etwas Mumifiziertes, fast unheimlich erstorben sah es aus mit den erloschenen Augen. Aber jetzt — Pfarrer Cerni hatte eben durch den Mund seiner Haushälterin erfahren, wer der Besucher war, ging ein Lächeln auf in seinen Zügen und veränderten sich plötzlich, Liebenswürdigkeit und Güte lebten in ihnen auf.

„Wie ich mich freue, daß sie kommen, Herr Amtsbruder. Ich habe schon viel von Ihnen gehört, denn meine alten Pfarrkinder besuchen mich oft. Setzen Sie sich da zu mir in die Laube, die Mizzi wird für uns das Abendbrot richten, denn so schnell lasse ich Sie nicht wieder fort."

Pfarrer Andric wunderte sich über die lebhafte Rede des alten blinden Mannes und auch darüber, daß er mit seinen früheren Pfarrkindern noch in Verbindung stand. Diese Tatsache machte ihn sogar ein wenig beklommen und unsicher, denn er wußte nicht, ob er das Rechte traf in seiner Gemeinde. Überraschend früh hatte man ihn mit einer Seelsorge betraut.

„Und", fuhr Pfarrer Cerni fort, „Sie dürfen es nicht machen wie ihr Vorgänger, der kam auch so wie Sie ein paar Wochen nach seinem Amtsantritt — und dann nicht wieder."

„Er war eine gesunde Kraftnatur", sagte Pfarrer Andric, „ich glaube, er paßte gut in diese einsame Gegend. Er saß mit seinen Pfarrkindern im Wirtshaus und in der Sonntagspredigt re-

dete er ihnen von Hölle und Teufel. Er verstand sie zu nehmen und erreichte bei ihnen wohl mehr, als ich je erreichen werde."

Der Blinde hob den Kopf wie einer, der aufmerksam horcht. „Er war ein Draufgänger im Amt wie im Glauben", warf er ein.

„Er hat wohl nie gezweifelt", sagte Pfarrer Andric gepreßt. Jetzt horchte der Blinde noch schärfer nach ihm hin.

„Nein. Menschen seines Schlages fassen alle Dinge frisch an ihrer Außenseite an und geben sie ungeprüft weiter. Ob die Nuß auch einen Kern hat, fällt ihnen nicht ein zu fragen. So kommen sie auch nicht dahinter, ob der Kern süß oder bitter schmeckt."

„Ich meine, solche Leute brauchen wir; sie sind die starren Pfeiler der Kirche. Zweifler und Grübler untergraben den Bau."

„Hm", sagte der Alte. Dann fragte er unvermittelt: „Sie tragen wohl sehr an der Stille hier oben?"

„Ich hatte bis jetzt noch viel zu tun, um mich ins Amt einzuführen."

Über Cernis Lippen glitt ein liebevolles Lächeln, er verstand diese scheu ausweichende Art, die doch nach Verständnis bebte. Er begann von allerlei zu reden, von der Hitze und den Ernteaussichten, von der Karstaufforstung und von der politischen Lage. Pfarrer Andric beschlich ein Gefühl der Beschämung. Er, der junge Mensch mit den gesunden Sinnen hatte in all den Wochen auf nichts gelauscht als auf die wirren Stimmen seines Innern, und selbst jetzt kam er nicht davon los, so sehr er sich dem Gespräch zu folgen bemühte, seine Antworten verrieten dem Menschenkenner doch, wie weit all diese Fragen seinem Innern fernlagen.

Die Mizzi hatte den Tisch sauber gedeckt, Salat und Eier hatte sie darauf gestellt, groben Bauernschinken und Salami, dazu eine Flasche Dalmatinerwein.

„Zugreifen", munterte der Alte herzlich auf. „Nehmen Sie sich an meinem Appetit kein Beispiel, die Jugend sitzt mit anderen Ansprüchen vor dem gedeckten Tisch. Sie haben auch noch einen weiten Weg nach Hause.

„Ich war heute schon einmal bei Ihnen zu Gast", erzählte Pfarrer Andric. „Wie ich durch die Sündenallee gegangen bin, ist mir eine Birne auf den Kopf gefallen, sie kam mir sehr willkommen, meine Zunge war ganz trocken geworden bei der Hitze — das brachte mich auf den Gedanken, Sie zu besuchen."

Es war so wenig, was der junge Amtsbruder da sagte, und wieviel hörte der Alte doch heraus!

„Soll ich Ihnen erzählen, wie ich auf den Gedanken der Sündenallee kam?"

„Wenn Sie es gern tun?" griff Pfarrer Andric freudig zu.

„Warum nicht. Die Kämpfe liegen so weit zurück, daß ich ruhig davon reden kann. Damals hätte ich freilich nicht gern davon gesprochen, es wäre auch unnütz gewesen, da muß jeder in sich die Kräfte finden, aufzugeben, zu resignieren oder zu überwinden. Es gibt nur diese drei Wege: vollständiges Brechen, resigniertes Biegen oder Umarbeiten, in sich selbst den Gedanken zur Tat formen, — der letzte ist der beste."

„Ich kam jung in diese Einsamkeit, und sie wurde mir bald zum Verhängnis, denn in ihrer Stille bekamen alle Zweifel Zun-

* * *

Worte des hl. Bernhard

über die Himmelfahrt Marias.

Wer vermöchte es zu ersinnen, wie glorreich der Einzug der Königin der Welt gefeiert ward, mit welcher liebevollen Sehnsucht die lichtvollen himmlischen Scharen ihr entgegenwallten und sie unter Feiergesängen zu dem Thröne der Herrlichkeit geleiteten? Wer mag ersinnen den süßen Anblick, das liebliche Antlitz, die göttlichen Umarmungen, mit welchen sie von dem Sohne empfangen und über alle geschaffenen Wesen mit jener Ehre erhöht wurde, die einer solchen Mutter würdig war, mit jener Glorie, die einem solchen Sohne ziemte?

Wer wird den Empfang Christi, wer die Himmelfahrt Marias erzählen? So wie auf Erden sie vor allen andern Gnade empfing, so erhält auch im Himmel sie eine besondere Glorie. Wenn das Auge es nicht sah, das Ohr es nimmer vernahm, wenn nimmer zu den Herzen der Menschen es stieg, was Gott denen bereitet, die ihn lieben; wer wird aussprechen, was er derjenigen bereitete, die ihn gebar und ihn mehr als alle von Herzen liebte?

O, selig bist du Maria! überselig, bist du, wenn du den Erlöser aufnimmst, überselig, wenn du selbst von ihm aufgenommen wirst!

gen, sie schrien in meiner Seele lauter und wilder, viel lauter und wilder als die Bora brüllt, ich wurde zuletzt ganz wirr im Sinn, an allem hatte ich verzweifelt; an meinem Recht, das Kleid des Herrn zu tragen, ja sogar an meinem Herrn selber. Ein paar Wochen noch so weiter durchgegrübelt — und ich war reif fürs Irrenhaus. Aber da kam die Hilfe! Wieder einmal saß ich im Beichtstuhl wie auf glühenden Kohlen: du Zweifler, du Gotteslästerer maßest dir an, über Schuld und Fehle deiner Brüder im Namen Gottes zu richten?

Sie kamen immer wieder mit denselben Sünden beladen, die Menschen — nie gebessert, nie erlöst! Wie sollte auch der Zuspruch eines anderen Sünders Licht wecken in ihrer Seele? Und die Buße! Immer wieder ein paar Gebete! Sehen Sie sich die Bauern an, wenn sie im Kirchstuhl knien, ein Bild stumpfer Gewohnheit bieten sie, nicht das der Andacht. Wenn der Priester aber nicht das heilige Feuer der Andacht zu wecken vermag in der Menschenseele, hat er da noch ein Recht, seines Herrn Amt zu verwalten?

Der Mann im Beichtstuhl klagte sich an: ich habe gestohlen. Ich weiß es heute noch, wie sich mir damals das Herz zusammenkrampfte, denn schon einmal hatte derselbe Mann sich derselben Sünde beschuldigt. Ich hatte ihm das erste Mal mit gewohnter Buße und Ermahnung entlassen. Diesmal fuhr mir in zornigem Eifer etwas anderes durch den Sinn: „Gib die Bäumchen bei der Forstverwaltung ab und bekenne deinen Fehler!"

„Hochwürden! Erbarmen Sie sich meiner! ich verliere dann die Fuhren!"

Mutter und Königin

So bist du denn zum Sohne heimgegangen
und alle Wege münden dir im Glück. —
Uns aber hält die Erde noch umfangen.
Blick gütig sorgend du auf uns zurück!

O sag uns, daß sich alle Opfer lohnen,
daß Liebe oben schönsten Dank empfängt,
und daß dein Sohn auch heut noch güld'ne Kronen
an alle Treugebliebenen verschenkt.

Ach, tröste die, die um ein Liebes weinen,
das irgendwo im Straßengraben ruht,
weil Gott selbst an zerschlagenen Gebeinen
das Wunder seiner Auferstehung tut.

Und warne jene, die den Leib uns schänden.
Sag, daß er für die Ewigkeit bestimmt.
O birg uns all in deinen guten Händen,
bis daß dein Sohn auch uns einst zu sich nimmt.

O laß doch keinen in die Irre gehn,
wenn unsre Wege auch die Nacht durchziehn. —
Laß uns einst singend deinen Thron umstehn.
Du, unsre Mutter, unsre Königin!

Emma Frey

Er ernährte eine Familie von acht Köpfen mit seiner Kärrnerarbeit. Kam der Ruf seiner Ehrlichkeit ins Schwanken, so war es aus mit seinem Verdienst. Ich überlegte dies und überlegte das andere, das Sonderbare: man konnte ihm bisher nichts nachsagen. Wie kam er nur zweimal hintereinander darauf, aus dem ihm von der Forstverwaltung anvertrauten Transport eine Partie junger Pflanzen zu entwenden? Langsam brachte ich es aus ihm heraus: „Ich wollte mit den Meinen im Schatten sitzen vor dem Haus."

„Im gestohlenen Schatten sitzt es sich nicht sicher!"

„Ich weiß es", stöhnte der Mann und bekannte, daß er stets voll Angst vor Entdeckung gewesen sei, seit er die Bäumchen, die er das erste Mal gestohlen, um sein Haus gepflanzt; es sei auch ganz unmöglich, die neuen dazu zu stellen, die Nachbarn würden schon aus Neid nachforschen, woher er die schönen Stämmchen hätte. Aber ebenso unmöglich sei es auch, die Pflanzen in seinem Keller verdorren zu lassen, sie müßten bald in die Erde, sonst gingen sie zugrunde. „Ich weiß nicht, Hochwürden", sagte er, „man kommt wohl auf allerlei Gedanken, wenn man immer durch Staub und Hitze und Sonne fährt. Ich weiß, daß es Unrecht ist, und ich will gern schwere Buße tun, nur die Bäumchen, Hochwürden, die dürfen nicht verdorren!"

Ich weiß nicht, ob Sie schon lange genug in diesem schattenlosen, sonnendurchglühten, baumarmen Lande leben, um den Mann zu verstehen; ich bin ein

Kind dieser Gegend, mir ging sein Kummer um die Bäumchen zu Herzen, darum zerbrach ich mir den Kopf nach einem Ausweg, der ihm zur Buße, ihnen zur Rettung dienen sollte. Endlich kam es mir wie ein Wink des Herrn. „So pflanze die Bäumchen an die Stelle, wo die Versuchung, sie zu stehlen, über Dich kam, und sorge, daß sie gedeihen."

Ein paar Tage später hatte ich hier im Nachbardorfe zu tun. Da fand ich, etwa auf der Mitte meines Weges, rechts und links, je sechs Bäumchen stehen, die sich zukunftsfroh in die Sonne reckten. Wie ich sie so sah, kam mir der Gedanke: wenn alle Sünden deiner Gemeinde so zur Sonne wüchsen? Und so habe ich seitdem meinen Beichtkindern stets die Buße auferlegt: pflanzet Bäume auf der Landstraße, durch die ihr selbst wandern müßt, und auf denen auch euer Nachbar im Sonnenbrand und Staub wandert. Sie taten die Buße erst widerwillig, grollend und scheltend, sie taten sie heimlich bei Nacht, ich habe in heißen Sommern so manchen seinen Wassereimer schleppen sehen zu seinem Baum. Die einen hofften, durch ihre Bäume in die Seligkeit hineinzuwachsen, die anderen lernten die Freude, am Werk der Allgemeinheit zu arbeiten; die pflanzten dann auch mehr als ich ihnen im Beichtstuhl aufgetragen. Bunt wurde sie freilich, unsere Allee; es ist nicht leicht hier oben, sich Setzlinge zu verschaffen. Und noch schwerrer ist es, die jungen Pflanzen durch Dürre und Wetterstürme groß zu bekommen. Man muß die Liebe zu ihnen haben.

So pflanzten meine Beichtkinder sich den Weg ins Paradies, ich aber lernte eine große Wahrheit kennen: müßig ist die Frage, die nicht der Schlüssel ist zum Weg der Tat, nur diese überwindet und erlöst!"

Der Alte schwieg und Pfarrer Andric auch. Erst nach einer Weile sagte er: „Ich danke Ihnen!"

Dann nahm er Abschied, aber mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Durch die Sündenallee schritt er seinem stillen Pfarrhaus zu, er hatte auch jetzt den Kopf voll Gedanken, aber er suchte keine Antwort mehr auf unlösbare Fragen, er suchte nach dem lebendigen Glauben, nach der Tat, die für ihn zeugt.

Möge Maria auch uns einst bei unserer Himmelfahrt nahe sein. Möge sie uns zu ihrem Sohn führen, möge sie seine Gerechtigkeit durch ihre Fürsprache versöhnen und möge sie uns an ihrer Mutterhand in den Himmel geleiten. Heute wollen wir uns ihrer Himmelfahrt freuen; wir wollen dabei aber auch unseres eigenen Heimganges gedenken und uns der Liebe und Fürsprache Mariens würdig machen, damit wir einst auch von hinnen gehen könen, frei von aller Anhänglichkeit an das Irdische und ohne Furcht vor dem Gericht beim Rückblick auf unser Leben.

Leo Wolpert

* * *

Alle Jahre auf Maria Himmelfahrt, wenn unsere heilige Kirche in den Gotteshäusern und stillen Tempelchen der Dörfer, Weiler und Wandwinkel die Blumen und Kräuter segnet und weiht, wird in mir wieder die Sehnsucht wach, die Sehnsucht nach jenem tiefen katholischen Glauben der Väter, der keinen Gegensatz kannte zwischen Glauben und Leben, Religion und Natur; der das ganze Leben beherrschte, in seinen Bann zog und zu mächtiger Einheit formte; ein Glaube, der den Alltag und die Natur durchleuchtet und auch die unvernünftige Kreatur, auch Blumen und Kräuter verklärt und weiht und heiligt.

Bernhard Bergmann

* * *

Wozu bringen wir Gott das heilige Meßopfer dar?

Wir bringen es Gott dar:

1. **als Lobopfer zu seiner Ehre und Verherrlichung;**
2. **als Dankopfer für alle von ihm empfangenen Gnaden und Wohltaten;**
3. **als Sühnopfer für die vielen ihm zugefügten Beleidigungen;**
4. **als Bittopfer, um von ihm Hilfe in allen Nöten der Seele und des Leibes zu erflehen.**

Welche Wirkungen hat das heilige Meßopfer als Sühnopfer?

Daß wir von der göttlichen Barmherzigkeit

1. **Gnaden der Reue und Buße zur Vergebung der Sünden,**
2. **Nachlassung zeitlicher Sündenstrafen erlangen.**

* * *

Wie Maria in den Himmel fuhr

Nach einer rumänischen Legende

von Josef Renhardt

Maria, die Mutter Unseres Herrn Jesus, lebte nach dem Pfingstfest noch eine Reihe von Jahren. Die Apostel hatten sich in der Welt verstreut, um das Evangelium zu predigen. Maria half Armen und alten Leuten, sorgte für die Waisen, heilte Kranke und betete. Am liebsten weilte sie im Garten Gethsemani unter den rauschenden Ölbäumen, wo ihr göttlicher Sohn Blut geschwitzt hatte.

Als sie die Stunde ihres Hinscheidens näher rücken fühlte, betete sie inniger denn je. Ihr unbeflecktes Herz verzehrte sich vor Sehnsucht nach dem Sohne. Plötzlich erhob sich ein gewaltiges Rauschen, als führe ein Geleit von Wagen daher, und einer Wolke entstiegen die Apostel, Petrus an der Spitze. Aus allen Richtungen der vier Winde hatte sie die silberne Wolke hergebracht.

Erschüttert sehen sie auf das weiße Haar der Gottesmutter und wußten mit einem Male, daß Maria für immer von ihnen scheide.

Zum letzten Male sprach Maria zu den Aposteln. In ihrer Stimme läuteten tausend Glocken der Liebe und Güte, daß die Apostel keine Silbe des Dankes stammeln konnten. Das Wort der Mutter verklang, sie schloß ihre Augen und gab ihre Seele verklärt dem Schöpfer zurück.

Da erhob Petrus, der erste Papst, seine gewaltige Stimme. Er rief: „Du warst der wachsame Leuchtturm, die Arche des Bundes, die Pforte des Heiligen Geistes!"

Vom Himmel her ertönte eine unsagbare liebliche Musik. Die neun Chöre der Engel stimmten das Festlied an: „Fürwahr, du bist selig zu preisen . . ."

Dann legten die Apostel die Mutter Unseres Herrn Jesus ins Grab.

Auf dem Heimweg trafen sie Thomas: „Was für ein Unglücksmensch bin ich doch", rief Thomas schmerzerfüllt aus, „immer komme ich zu spät. Als euch der Herr nach der Auferstehung erschien, war ich und nur ich allein abwesend. Bis Er mir seine Wundmale zeigte. Und nun bin ich zum Begräbnis der Mutter Maria abermals zu spät gekommen!"

Als seine Mitbrüder den ehrlichen Schmerz auf seinem Antlitz ausgeprägt sahen, überkam sie Erbarmen. Sie beschlossen, in den Garten Gethsemani zurückzukehren und nochmals das Grab zu öffnen, damit Thomas noch einen Blick auf den Leichnahm der Mutter werfen könne.

Als sie hinkamen, war jedoch das Grab bereits geöffnet. Liliendurft durchströmte den heiligen Garten. Unversehens hoben die Männer ihre Blicke zum Himmel und gewahrten, wundersam erleuchtet, wie in unendlicher Ferne Maria mit ihrem magdlichen Leib, umjauchzt von den Chören der Engel, zum Throne Gottes schwebte, höher, immer höher. . .

Da, mit einem Male, wandte die heiligste Jungfrau ihr sterngekröntes Haupt und blickte zur Erde hinab – zu den Aposteln, die das Grab umstanden!

Sie sah auch Thomas, den Zweifler, unter der Apostelschar! Immer tiefer, immer sonniger und mütterlicher blickte ihr Auge auf den, der nicht mehr zu zweifeln wagte, ein himmlisches Lächeln verklärte ihr Antlitz, und im Nu löste sie den blauen Gürtel, der ihr sternbesätes Kleid zusammenhielt, und winkte, winkte, den blauen Gürtel schwenkend. . .

In diesem Augenblick fiel eine wunderbare Bläue über Himmel und Erde. Das Himmelszelt fing etwas von dieser Bläue ein, die heute das Menschenherz erquickt, die Blumen auf den Fluren füllten ihre Kelche mit diesem Blau, sogar in so manches Menschenauge ist ein Strählchen dieser blauen Herrlichkeit gefallen, die Himmel und Erde nur deshalb erfüllt, weil uns die Gottesmutter damals mit dem Gürtel zuwinkte.

Auch der Regenbogen beeilte sich, etwas von dem Blau für seine Farbensymphonie zu erhaschen – seht, seither ist er doppelt schön und nicht nur ein Zeichen göttlicher Huld, sondern auch eine Erinnerung an Maria, die Mutter Unseres Herrn, die mit ihrem Leib gen Himmel fuhr!

Der Mann mit dem Privileg

Eine Hochstablergeschichte

von H. Schmidt-Ellrich

Der Importeur in Le Havre hielt die Karte in der Hand. „Rene Masselin jr." las er, darunter den Namen einer mittelfranzösischen Industriestadt.

„Habe ich", wandte er sich seinem Besuche zu, „etwa die Ehre, den Herrn Sohn des bekannten Woll-Industriellen . . .?" Und, als dieser bejahte, sichtlich freundlich und mit Freuden: „Sehr willkommen, Herr Masselin, sehr willkommen! Ich kenne Ihren Herrn Vater persönlich. Vor Jahren, gelegentlich einer Nordlandreise, stellte mich ihm ein gemeinsamer Bekannter vor, es war in Bergen; später sahen wir uns zufällig in Genf wieder. Ja, ich entsinne mich, er sprach von seinem Sohne, der, noch jung, in guter Position im Auslande sei; er sei tüchtig und mache sich."

„Zuviel Ehre, Herr Dufour, wirklich;" wehrte der andere bescheiden ab. „Aber es ist schon so, es erfordert heute viel, firm zu sein auf einem Gebiete wie dem unsrigen. Einblick, gründlichsten Einblick zu tun in das Wesen der Konkurrenz, das halte ich für notwendig. Drum schlage ich mich auch immer noch mit Kunstwolle herum, sehen Sie, – weil ich's ein Leben lang mit Wolle werde halten müssen. Um darauf zu kommen, Herr Dufour: man weiß von Ihnen, daß Sie eine gute Baumwolle handeln. Ich habe einen Abnehmer auf dem Balkan, galizischer Jude, guter Kunde. Vertragsgemäß hätte Lieferung schon seit Wochen erfolgen sollen. Ein Cherbourger Importeur, Haus von Ruf, war mir verpflichtet. Das Auflaufen eines Schiffes, Sie entsinnen sich, damals der Sturm im Biskaya, brachte uns beide in Verlegenheit. Der Jude mahnt fortgesetzt, droht mit Klage wegen der Verzögerung... Haben Sie Vorräte, Herr Dufour? Wir müssen schnell handeln. So? Also schlage ich vor, lassen Sie uns gleich hinausfahren in die Speicher; ich hoffe, wir kommen zum Ergebnis. Fünfhundert Doppelballen sind es insgesammt; wenn wir hundert oder zweihundert heute noch auf den Weg bringen könnten, wäre es gut. . ."

Man besichtigte die Ware in den riesigen Speichern am Hafen. Der junge Kaufman, nach mancherlei Bemängelung der Qualität und der Preise, entschloß sich; Details hinsichtlich Lieferung, Abnahme und Zahlung wurden besprochen. Man vereinbarte: Dufour sollte für prompte Verladung sorgen; der andere übernahm die Verhandlung mit der Bahn betreffs pünktlicher Gestellung der Waggons.

„Regulierung, Herr Dufour", fügte der Abnehmer hinzu, „erfolgt unmittelbar bei Lieferung. Eines noch: es ist immerhin eine Summe, dreihunderttausend mag sie gerade überschreiten. Gestern abend in Paris, eigentlich schon in der Nacht, nahm ich eine Zahlung entgegen, noch um etliches höher als diese. Gelegenheit, das Geld unterzubringen, bot sich nicht mehr, eine Stunde später ging mein Zug, mir blieb nichts, als die Barscheine mit mir zu tragen. Heute vormittag, auf dem Wege zur Bank, fiel mir ein, daß es vielleicht Ihnen, falls wir zum Abschluß kommen würden, auch angenehm sein möchte, bares Geld zu sehen. Bargeld, Herr Dufour, ist immerhin etwas wert gegenwärtig. Sie werden mir entgegenkommen und einen angemessenen Skonto gewähren. . ."

Man begab sich zurück in den Wagen, saß dann wieder im Privatbüro des Importeurs; bei einem Glase weißen Bordeaux' und einer selbsteingeführten Brasil diktierte man, sich abwechselnd ins Wort fallend, einer Sekretärin den Vertrag. Der Käufer der Ware bat noch um eine Proformarechnung, um in seinem Hotel die ungefähre Summe zurechtlegen zu können. Dann trennte man sich, jeder in bester Laune, weil er ein gutes Geschäft gemacht zu haben glaubte.

*

Der junge Kaufmann, aus dem Lifte des Handelshauses auf die Straße tretend, blickte sich wie unentschlossen im Großstadtgetriebe um, mietete eine Taxe und fuhr – zur Banque Commerciale de Paris. Wieder, wie eine Stunde zuvor bei dem Kaufherrn, wurde er jetzt vom Generaldirektor, dank des klingenden Namens auf seiner Karte, unverzüglich und sehr höflich empfangen und nach einigen Formalitäten, dem Rufe eines Hauses wie das der Masselin Rechnung tragend, von dem Finanzgewaltigen nach seinem Begehr gefragt.

„Ich komme, Herr Generaldirektor",ließ er sich in das ihm angebotene Fauteuil nieder, „mit einem dringenden Auftrage. Ich habe soeben einen nicht unbedeutenden Abschluß in argentinischer Baumwolle getätigt. Sozusagen ein Zufall. Der Importeur befindet sich in fataler Situation. Sie würden mich zuviel fragen, obgleich ich's Ihnen zum Teil erklären könnte: der Mann braucht erstens Geld, zweitens muß es bares Geld sein, und drittens eilt es sehr. Diese Umstände habe ich mir zunutze gemacht. Hier, wenn ich bitten darf, die Verträge nebst vorläufiger Rechnung – falls Sie Interesse haben!"

Er überreichte die kurz vorher im Büro des Importeurs ausgefertigten Papiere zur Einsichtnahme.

„Bombengeschäft, Herr Masselin!" zollte der Bankmann ehrlich seine Anerkennung. „Gratuliere! Über die Preise, wissen Sie, bin ich ja nicht im Bilde. Aber das sind Objekte. Allen Respekt, junger Herr! – Also, womit kann ich dienen?"

„Es ist jetzt wenig Minuten vor elf, Herr Generaldirektor. Um drei Uhr am Nachmittag muß ich laut Vertrag die Ware abnehmen und volle Zahlung leisten. Können Sie mir, ich gebe einen Scheck auf meine Heimatbank, es ist die Banque Lyonnaise, diesen Scheck bis zu genanntem Zeitpunkt am Frühnachmittag zur Auszahlung bringen? Mit andern Worten: ist der Apparat der Banque Commerciale de Paris hinreichend organisiert, um, ich gebe das zu, in solch außergewöhnlich knapper Zeit über das In-Ordnung-gehen der Zahlungsanweisung Information zu schaffen?"

„Also bester Herr Masselin", gab der Generaldirektor zur Antwort, „Ihre kaufmännische Gewandtheit in Ehren! Ich bewundere den – ohne zu schmeicheln! – Elan, mit dem Sie zu handeln verstehen. Es liegt wohl im Blute; der alte Herr hat es nicht von ungefähr zur führenden Stellung in der Wirtschaft gebracht. Aber über die Möglichkeit bei uns – Sie enschuldigen wohl, Verehrtester! – sind Sie nicht so ganz auf dem Laufenden." Damit griff er den Hörer des Telephons: „Hallo, dort die Zentrale? Generalbüro hier. Melden Sie sofort Lyon an! Banque Lyonnaise. Dringend!" Und den Hörer vom Ohre nehmend, zu seinem Gegenüber, der, sein Scheckbuch vor sich, im Begriffe stand, ein Formular auszuschreiben: „Moment, Herr Masselin! Haben Sie nicht dort auf dem Hefte die Telephonenummer?" –

„Bitte sehr!" entgegnete dieser, reichte die Umschlagseite des Scheckbuches hinüber; jener schrieb Ziffer für Ziffer genau, die aufgedruckte Rufnummer der mittelfranzösischen Bank seiner Zentralstelle zu.

Sich bequem in den Sessel zurücklegend, jovial, wohlwollend lächelnd, seiner Überlegenheit als Matador der Hochfinanz gegenüber diesem Sprößling einer durchaus angesehenen, wohlhabenden Kaufmannsfamilie sehr wohl sich bewußt, plauderte er:

„Also passen Sie auf, lieber Herr Masselin! Jetzt ist es Glockenschlag elf. Das Ferngespräch wird eine halbe, schlimmstenfalls eine Stunde auf sich warten lassen. In der Mittagszeit, sagen wir um halb eins, würden Sie,

Mariä Heimsuchung

Wer trägt den Herrn von Allgewalt?
Kennt ihr die hohe Frau'ngestalt?
Der groß wie die Unendlichkeit,
Er ist ein Kind zu dieser Zeit.
Maria,
Bring' uns den Herrn,
Laß aufgeh'n Jakobs Stern!

Wie weit vom Himmel bis zur Welt,
Bis in der Jungfrau still Gezelt:
Wie hoch steht sie durch ihren Sohn,
Ganz auf der Gottheit Grenzen schon.
Maria,
Bring' uns den Herrn,
Laß aufgeh'n Jakobs Stern!

So beugt ihr Menschen fromm die Knie
Vor Jesu Tabernakel hie:
Du warte, Maid, des Kindes dein,
Bald wird die schöne Weihnacht sein.
Maria,
Bring' uns den Herrn,
Laß aufgeh'n Jakobs Stern!

Gaudentius Koch

* * *

wenn ich bitten darf, sich nochmals herbemühen. Ihr Scheck geht dann in Ordnung. Sie zahlen nichts als ein halbes Promille Provision. Damit Sie einen Begriff bekommen, was die Banque Commerciale de Paris zu leisten vermag. – Also nachher sehen wir uns wohl noch. Im übrigen grüßen Sie, wenn Sie heimkommen, den Herrn Vater! Er kennt mich. Ich war vor fünfundzwanzig, dreißig Jahren Volontär bei einer kleinen Bank in Orleans, als Ihr alter Herr in einem Handelshause ebendort sich als Einkäufer betätigte. . ."

*

Nach nicht langer Zeit, der Generaldirektor war in der Berechnung veränderter Kuxenwerte vertieft, wurde ihm das Gespräch gemeldet.

„So? Banque Lyonnaise dort? Hier Banque Commerciale de Paris, Generalbüro. Ihren Herrn Bevollmächtigten, bitte . . . Allo! Generaldirektor hier. Guten Tag! Ja, schon richtig, von hier aus wurde angerufen. Sie führen ein Konto für Herrn Masselin, Rene Masselin, wohlverstanden: für den Herrn Junior. Hat uns einen Scheck hereingegeben, drei mal hunderttausend. . . Kann ausbezahlt werden? Wir können Sie belasten? So? . . . Sehr erfreut. Freilich, freilich, Name des Vaters bedeutender Ruf, Sohn zudem sehr intelligent. Immerhin, schon der Ordnung halber. Also gut, das Papier geht Ihnen zu . . . So? Danke, werde ausrichten. War mir ein Vergnügen. Schluß."

*

Zur verabredeten Zeit fand sich der Scheckgeber wieder bei der Banque Commerciale de Paris, diesmal im Schalterraume der Kasse, ein.

„Sie wünschen mein Herr?" fragte ihn der Kassier.

„Ich reichte am Vormittag einen Scheck herein, verhandelte mit dem Herrn Generaldirektor; um diese Zeit wurde mir Auszahlung zugesagt."

„Wenn ich fragen darf: einen Scheck auf . . .? Und Ihren Namen, bitte?"

„Auf Lyon. Masselin mein Name, Rene Masselin."

„Ah, sehr angenehm, Herr Masselin. Bereits vor einer Stunde wurde ich vom Generalchef verständigt, daß der Scheck in Ordnung gehe. Sie möchten die Güte haben, nach der Auszahlung noch im Generalbüro vorzusprechen. Bitte, hier, zur gefälligen Unterschrift!"

Der eine zeichnete das Scheckformular auf der Rückseite, ruhig, lässig; der andere zahlte unterdessen dreihundert und einige Tausendfrancsscheine auf das Zahlbrett.

Mit der vollendeten Geste eines Grandseigneurs strich jener das Papiergeld zusammen, barg es in seiner Brieftasche, mit einer halben, kaum bedachten Verbeugung zu dem Kassier hin.

„Allo, allo, Herr Masselin!" rief da, in seiner jovialen Art, der Generaldirektor und streckte, nähertretend, seinem neuen Kunden die Rechte hin: „Also, lieber Freund, was habe ich gesagt? Habe ich zuviel versprochen? Ein knappes halbes Stündchen waren Sie fort, da meldete sich Lyon. Übrigens, einen Gruß soll ich ausrichten von . . . na, wie heißt doch der Herr bei der Lyoner, Direktor oder Prokurist?"

„Ach, vom Herrn Berthin?"

„Richtig Berthin. Er wünscht Ihnen gute Geschäfte in Le Havre. Gestern abend hat man Sie beim Bridge vermißt. Geht's nun gleich wieder zurück in die Heimat?"

„Weiß noch nicht, Herr Direktor. Wahrscheinlich nicht. Werde wohl noch Abstecher ins Ausland



machen."

„**Eh bien!**" nickte, wieder sehr jovial, der Bankmann. „Junge Herren Ihres Schlages reisen gerne, ob nötig oder nicht – Verzeihung, Herr Masselin, bei Ihnen, bei Ihren Talenten als Kaufmann, setze ich freilich voraus, daß es immer auch notwendig ist. Sagen wir, Sie sind zu intelligent, um nicht stets auch das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Nicht so?"

„Sie reden eine merkwürdige Sprache, Herr Generaldirektor", lächelte verbindlich der Jüngere.

„Immer tun Sie! Wissen Sie, das Schicksal setzt schließlich einmal allem jugendlichen Übermute die Grenze. Der eine nimmt's freiwillig, der andere weniger freiwillig, und wieder ein anderer lehnt sich hart dagegen auf. Immer in dem Maße, wie zuvor von Übermut die Rede war."

„Herr Generaldirektor, Sie reden eine sehr merkwürdige Sprache. Aber sehen Sie, ich bin stark genug – zu jung vielleicht, würden Sie sagen, – um, was mich betrifft, nicht an Schicksal zu glauben. Nur mich selbst, als Ausnahme, verstehen Sie. Der Starke macht das, was für andere Schicksal ist, dank seiner Stärke zunichte."

„Holla, holla!" lachte im tiefsten Brusttone der Direktor. „Also ich will nichts gesagt haben. Erstens, weil Sie wirklich noch jung sind – das soll eigentlich als Manko gelten, – zum andern aber, und das mag durchaus zu Ihren Gunsten sprechen: weil eben Sie es sind, Herr . . . Masselin. Wir wollen abwarten, was uns die Zeit lehrt. Also viel Glück! Hals- und Beinbruch – wie der Sportler sagt. Und Sie sind ja wohl Sportsmann . . ."

*

Drei Tage später – solange dauerte es, bis jener Scheck seine Bezogene, die Banque Lyonnaise in Lyon, erreichte – drei Tage später setzte zwischen dieser Bank und jener andern, der Pariser Commercialen in Le Havre, ein Krieg ein. Die Lyoner verwahrte sich, merkwürdigerweise, ganz entschieden gegen die Behauptung der in Le Havre, mit ihr ein Ferngespräch gehabt zu haben, und bestritt vor allem, ein Konto des Herrn Rene Masselin, Sohn des Lyoner Großindustriellen, zu führen; während andererseits der Generaldirektor in Le Havre sich darauf versteifte, er habe sowohl das Gespräch persönlich anmelden lassen als auch dann, als es gekommen, vom Bevollmächtigten, Herr Berthin, den es tatsächlich an der Bank Lyonnaise gab, den Auftrag zur Auszahlung des Schecks persönlich entgegengenommen.

Bald dämmerte aber doch beiderseits, daß man einem gewiegten Hochstapler ins Garn gegangen war – wenngleich man sich vergebens fragte, wie dieser ihnen die Schlinge eigentlich gelegt haben mochte. Die Kriminalbehörde wurde beauftragt, die Sache zu klären; es blieb vorerst alles ein Rätsel. Herr Rene Masselin, Sohn, in Lyon, war nachweislich während der fraglichen Tage nicht in Le Havre gewesen und hatte auch äußerlich mit dem Scheckgeber keine Ähnlichkeit. Der Steckbrief gegen den Unbekannten ging hinaus in alle Welt, erste Kriminalisten aller großen Städte und Länder verbanden sich zu gemeinsamer Arbeit; es wollte kein Licht in das Dunkel kommen. Und schier als ein Beispiel von unerhörter Überlegenheit des Betrügers über die Gesellschaft nahm man es, als dem Herrn Generaldirektor in Le Havre eines Tages eine Ansichtskarte aus Arona, mit dem Stempel der dortigen Postanstalt, zuflog mit folgendem Wortlaut:

„Verehrter Herr Direktor, Sie

* * *

Sommer

Das Gold der Ähren blinkt im Glanz der Sonne.
Der Himmel drüber leuchtet seidig blau.
Der Lerche Jubel ist ein Sang voll Wonne,
In bunten Blumen pranget rings die Au.

Die Harf' des Windes hängt im Laub der Bäume.
Nur ferne Glocken klingen heim'lig süß.
Die Falter gaukeln in ein Land der Träume.
Aus grauen Wäldern lacht ein Paradies.

Ein Duft von Reife füllt des Mittags Stunden.
Die Pferde gehen matter schon vor'm Pflug.
Das Bienlein läßt gar süßen Seim sich munden.
In hellen Höhen kreist des Falken Flug.

Im Meer der Ähren steht der Jungfrau Throne.
Die Garben beugen sich der hohen Frau.
Maria zeigt das weite Land dem Sohne:
Der segnet lächelnd Feld und Wald und Au.

Maximilian Muensterer

redeten eine merkwürdige Sprache und wußten es nicht. Sie haben recht: wer jung ist, reist gerne. Wer aber stark genug ist, der bleibt jung. Glauben Sie nun, daß ich das Privileg habe, Schicksal illusorisch zu machen?"

*

Das Schicksal aber geht unbeirrt seinen Weg. Es läßt sich auch vom vermeintlichen Stärksten nicht bezwingen; wer das wähnt, beweist damit seine Schwäche. Stark ist nur, wer stets bestrebt ist, den Willen seines Schicksals zu erkennen, und demgemäß sich ihm unterordnet.

Es war ganz einfach gewesen. Der Mann hatte einen Komplizen gehabt, welcher seinerseits aus der Telephonzentrale eines Lyoner Hotels sich mit dem der Pariser Commercialbank in Le Havre hatte verbinden lassen. Der Generaldirektor konnte das nicht wissen. Wie ihm ja auch unbekannt war, daß Pseudo-Masselin beim Hinausgehen, unmittelbar nach seinem Besuche bei ihm, in eine Telephonzelle der Bank getreten war und im Namen dieser Bank das soeben angemeldete Ferngespräch wieder abgemeldet hatte. So ergab sich denn, daß der Direktor in Le Havre ein Gespräch geführt hatte, welches, wie er glaubte, von ihm selbst, in Wahrheit jedoch von Lyon aus angemeldet worden war. Der angebliche Bevollmächtigte Berthin war in Wirklichkeit eben der Komplize gewesen. Das Scheckbuch, woraus das Formular in Le Havre gegeben worden war, hatte sich der Betrüger auf einfache Weise bei der Bank in Lyon erschwindelt unter dem Vorgeben, er sei Handlungsgehilfe in einer Wollfabrik am Platze und wolle sich ein Konto einrichten lassen.

Und es ging, wie es immer geht: der Betrüger hatte seinen eigenen Helfer betrogen. Dieser, von Ärger, Haß und Jähzorn hingerissen, verriet zuerst jenen und am Ende sich selbst. Er machte die Behörde auf einige interne Triebsmäßigkeiten seines gewesenen Freundes aufmerksam, auf dessen Spielleidenschaft und Beziehungen zu einer gewissen fragwürdigen Frau. Und siehe da: nach weiteren zwei Tagen, als der Hochstapler an einem späten Abend, jene Frau am Arme, den Spielsaal im Kasino zu Monte Carlo verließ, legte sich ihm im Widerscheine der Portallampen eine Hand auf die Schulter. Er war verhaftet.

Er leugnete alle Schuld, leugnete vor allem, identisch zu sein mit jenem alias-Masselin, den man als Verbrecher verfolge. Erst eine Gegenüberstellung mit dem Generaldirektor in Le Havre ließ ihn sein Spiel entgültig als verloren erkennen.

„Eh bien", Herr . . ." sagte der Finanzmann auch jetzt noch jovial, doch nicht mehr ohne Ironie, zu ihm, „Herr . . . ja, wie Sie eigentlich heißen, das zu erfahren mag die Arbeit anderer bleiben. Also, daß ausgerechnet Sie der sind, der Gesetzmäßigkeiten des Schicksals zerbrechen kann – das Privileg gebe ich Ihnen nicht. Schicksal, wissen Sie, setzt immer, irgendwann einmal, allem jugendlichen Übermute die Grenze. Der eine duldet's freiwillig, ein anderer lehnt sich unsinnig dagegen auf. Jeweils in dem Maße, wie er zuvor übermütig war."

Gebote für Geschäftsleute

Du sollst nicht prahlen, aufschneiden und poltern; sonst mißachten dich vernünftige Leute.

Du sollst deiner Frau nicht erlauben, viertausend Mark im Jahre Wirtschaftsgeld auszugeben, wenn dein Geschäft nur 3 999 Mark abwirft; du sollst aber deiner Frau nicht den Einblick in dein Geschäft vorenthalten, den sie als deine „Gehilfin" beanspruchen darf.

Du sollst nicht mit faulen Leuten die beste und längste Zeit am Biertisch sitzen, noch den ganzen Tag mit dem Glimmstengel im Mund durch dein Geschäft laufen.

Du sollst dich nicht mit einem unpünktlichen Menschen verbinden: denn ein solcher führt dich sicher zur Sorglosigkeit und zum Ruin.

Aus dem Wegweiser

* * *

Teilnahme ist nichts anderes als Liebe. Das Große an ihr ist nicht die Gabe der Teilnahme, sondern das große Herz, in dem das D u des andern so Platz hat wie es gewachsen ist.

W. Molls

Was nicht im Katechismus stand

von Prof. Dr. B. Fischer

Warum klopfen wir beim Gottesdienst zuweilen an die Brust?

Wenn ich über das An-die-Brust-Klopfen im katholischen Gottesdienst nachdenke, steht immer ein Bild vor meinen Augen, das ich in meiner Kinderzeit einmal irgendwo gesehen haben muß: in einer einsamen Felsenschlucht kniet ein Einsiedler – es wird der heilige Hieronymus gewesen sein – und schlägt sich mit einem aufgerafften Stein die nackte Brust. Tatsächlich ist hier, ins Blutig-Ernsthafte übertragen, das zu sehen, was wir mit der harmlosen kleinen Handbewegung des An-die-Brust-Klopfens sagen wollen. Wer immer ehrlichen und aufrichtigen Herzens vor den lebendigen Gott tritt, dem fallen gleichsam die Masken ab, die er sonst im Leben und unter den Menschen trägt. Vor allem andern weiß er auf einmal mit schmerzlicher Deutlichkeit daß er ein Sünder ist, nicht wert, vor dieses reinste Antlitz zu treten. Dieser tief im Herzen sitzende und bohrende Schmerz will sich leiblichen Ausdruck verschaffen. Bei den großen Heiligen aller Zeiten hat er sich Ausdruck verschafft in blutigernster Selbstbestrafung für das, was wir „kleine Sünden" nennen würden. Wir Schwächeren wollen im Bewußtsein unserer großen Sünden von Zeit zu Zeit wenigstens einen sinnbildlichen Akt der Selbstbestrafung mit unserem Gebet verbinden: Wir schlagen an unsere Brust. Es ist also kein Zufall, daß diese Zeremonie im allgemeinen nur dort vorgesehen ist, wo von unserer Schuld die Rede ist: beim *mea culpa* des Confiteor, beim Erbarmungsruf aus der Tiefe unserer Sünden an das Lamm Gottes bei der Messe und am Ende der Litaneien, beim Bekenntnis unserer Unwürdigkeit vor dem Gang zum Tisch des Herrn.

Ein unscheinbares, oft genug achtlos vollzogenes Zeichen ist unser katholisches An-die-Brust-Klopfen, aber ähnlich wie das Falten der Hände und das Beugen der Knie meint es eine Grundhaltung christlichen Betens und Lebens, und zwar eine, die heutzutage sehr ernst bedroht ist. Es gibt schon Katholiken genug, denen das Wort „Sünde" arg „altmodisch" in den Ohren klingt, und die in das Lied einstimmen, das so verräterisch ist für die Gedankenlosigkeit und die Gewissenlosigkeit dessen, der es anstimmt: „Was tut man denn schon? Umgebracht habe ich noch keinen; Pferde stehle ich auch keine . . ." (Ich kenne einen Beichtvater, der auf diese Litanei zu antworten pflegt: „Gut: wenn das so ist, dann werde ich Sie morgen zur Heiligsprechung in Rom anmelden!") Muß es uns nicht zu denken geben, daß die großen Heiligen, auch die nüchternsten unter ihnen, sich nicht genug tun konnten im Beweinen ihrer Sünden! Sie wußten noch von der schrecklichen Unordnung, die auch in der kleinsten Sünde liegt; sie kannten noch das heilsame Erzittern vor den Gerichten eines allheiligen und allgerechten Gottes; sie hatten noch die Kraft, sich selber ruhig und ohne alle Selbstverliebtheit im Spiegel zu betrachten und die Antwort des Spiegels unumwunden zuzugeben, daß wir alle Sünder sind.

Ich glaube, es wäre gut, wenn unser An-die-Brust-Klopfen zuweilen wie ein Aufwecken dieser gesunden Grundhaltung eines Christenmenschen wäre. Der Zöllner hinten im Tempel, den der Herr uns als ewiggültiges Muster des Gebetsgeistes vor Augen gestellt hat, hat ja nicht etwa nur gebetet: O Gott, sei mir gnädig; er hat gesagt – und wir sagen es ihm nach, jedesmal, wenn wir beim Gebet an unsere Brust schlagen: O Gott, sei mir armen Sünder gnädig!

* * *

Wenn uns das Alter mit den Silberflügeln bedeckt, dann hebt allmählich sich das Auge hinauf zur stillen, sternbesäten Wohnung; dort schauen wir hin, als nach der wahren Heimat, wo nach der Pilgerfahrt wir hingelangen.

Oehlenschläger.

Thomas Morus und der katholische Mann

Die Männer sind das „große Sorgenkind" der Kirche.

Wenn unter Geistlichen von den seelsorglichen Verhältnissen die Rede ist, dann seufzen die meisten und sagen: „Bei den Frauen und Mädchen geht es noch, aber mit den Männern ist nichts Rechtes anzufangen."

Zur Ehrenrettung der Männer möchte ich sagen: der Mann wird leicht falsch beurteilt. Der Mann ist in den meisten Fällen nicht alleinstehend, sondern auch **Familienvater** und **Familienerhalter.** Er trägt die Hauptverantwortung für das leibliche Wohl der Frau und der Kinder. In unserer Zeit hat manche Familie leiden müssen und wirtschaftlichen Schaden erlitten wegen der Treue des Vaters zur katholischen Kirche oder wegen der Zugehörigkeit zu einer politischen Partei.

Es ist menschlich begreiflich, wenn so manche Männer dadurch vorsichtiger und zurückhaltender geworden sind.

Es entsteht jetzt nur die Frage: Ist ein solches Verhalten immer und unter allen Umständen richtig?

Als Antwort möchte ich euch Männern ein Wort des Herrn entgegenstellen: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert, und wer Sohn und Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert." (Matth. 10, 37.)

Über die Klarheit dieser Worte ist nichts zu sagen! Männer! Es gibt Verhältnisse und Zeiten, in denen, nach dem Ausspruch Christi, alle Rücksichten fallen müssen.

Heute sind solche Zeiten! Erst vor kurzem hat ein Bischof gesagt: „Die Feinde der Kirche sind überall am Werk. Kaum ist eine gottfeindliche Bewegung ins Grab gestiegen, melden sich schon neue Kräfte, die den Kampf gegen die heilige Kirche führen."

Darum brauchen wir heute Männer, welche das oben zitierte Wort des Herrn sich zu eigen machen und darnach ihr Leben einrichten.

Damit ihr seht, daß diese Worte im Leben schon verwirklicht worden sind, will ich euch den Namen eines Mannes nennen: Thomas Morus.

Thomas war der erste Kanzler des englischen Königs Heinrich VIII. Dieser wollte seine rechtmäßige Frau entlassen und eine andere heiraten. Der König hätte gern gesehen, daß Thomas seine Zustimmung gebe. Dieser tat es nicht. Er wurde drum eingesperrt und zum Tode verurteilt.

Außerdem hatte man sein Vermögen beschlagnahmt und die Familie schutzlos dem Elend preisgegeben. Eine seiner Töchter schrieb ihm einen Brief in den Kerker und bat ihn, er möge sich doch seiner Familie erhalten. Der Vater schrieb als Antwort: „Einen unglaublichen Schmerz, einen größeren Schmerz als die Verkündigung des Todes, bereitet mir die Nachricht, daß ihr um meintwillen in großer Gefahr seid und vor dem hereinbrechenden Unglück zittert. Doch es steht nicht in meiner Macht, das Unglück von euch abzuwenden, und so kann ich nicht anders, als alles und jedes Gott anheimzustellen."

Am 6. Juli des Jahres 1534 wurde er auf das Blutgerüst geführt. Vor seiner Hinrichtung rief er in das Volk: „Brüder, ich nehme euch zu Zeugen, daß ich im Glauben der heiligen katholischen Kirche und als treuer Diener Gottes sterbe."

Nach solchen Worten läßt sich nur mehr die Bitte anfügen: Heiliger Thomas Morus, erflehe recht vielen Männern von heute solch einen christlichen Geist!"

E. J.

Die Geistes-Armut ist viel schlimmer, tiefer
Als Leibes-Armut, noch so sehr verlassen
Die Herzens-Armut aber ist die größte,
Die traurigste bis zur Versunkenheit,
Sich selber nicht zu fühlen, ohne Kraft
Und Reiz und Willen.

Leopold Schefer

Jenseits des Gesetzes

von Walter Gättke

Die Würfel sind gefallen. Der siebzehnjährige Stephan Brockemüller hatte seine Schuld eingestanden. Nicht reumütig oder in klarer Erkenntnis des Unrechts. Nein, verstockt und zögernd, immer wieder im heftigen Aufwallen der verletzten Gefühle überheblicher Eitelkeit. Aber der Ring, der ihn des Diebstahles überführte, wurde enger und enger. Am Ende blieb nur noch das tonlose „Ja, ich habe es getan!" — Dann stand Stephan jenseits des Gesetzes, verurteilt zwar zu einer nur milden Strafe des Jugendgerichts, aber doch schon ein im frühen Dasein Gestrauchelter. —

Stephan war elternlos. Irgendwo auf einem der unheilvollen Flüchtlingstrecks hatte der Junge Vater und Mutter verloren und nie wiedergefunden. Der Kürschnermeister Kramm nahm sich des Verwaisten an. Aber seine Frau, die dem Manne aus erster Ehe selbst einen Sohn mit ins Haus gebracht hatte, fürchtete Nachteile für das eigene Kind. Stephan brauchte zwar nichts zu entbehren. Aber Abgott der Frau, die dem Hinzugekommenen Mutter werden sollte, blieb nur der eigene Sohn Benno.

Später nahm Kramm beide Jungen als Lehrlinge in seine Werkstatt. Stephan lernte rasch und gut. Aber wenn es galt, Anerkennungen oder Beweise des Vertrauens zu zollen, ergingen sie ausschließlich an Benno. Damals zeigte Stephan dem Pflegebruder zuerst ein Empfinden bitteren Grolls und versteckten Hasses.

Als Benno eines Tages bei einem Lieferanten eine größere Rechnung bezahlen sollte, kam es zu der schwerwiegenden Tat. Stephan nahm dem nichtsahnenden Benno einen Teil der Summe aus der Brieftasche und versteckte sie. Wollte er sie für sich selbst verbrauchen? Trachtete er danach, das Ansehen des Bruders zu untergraben? Dachte er an die verwerfliche Rache eines Menschen, der sich übergangen fühlte? Auf alle Fragen gab Stephan nie eine Antwort.

„Du kannst jetzt ins Wohnheim ziehen, bis du deine Strafe antrittst!" sagte der Kürschnermeister Kramm zu Stephan. Irgendwo gab es für den Meister eine Grenze, wo er mißbrauchtes Vertrauen nicht noch obendrein belohnen wollte.

Gleich darauf trat der Vorsitzende des Sportvereins auf Stephan zu. „Du hast uns schwer enttäuscht!" meinte er kurz. „Es ist besser, wenn du jetzt nicht mehr weiter bei uns mitmachst!"

Stephan wollte etwas sagen. Aber da war er auch schon allein. Sein Pflegebruder Benno, der kreideweiß aussah, hatte bislang abseits gestanden. Jetzt ging er noch einmal zögernd auf den Entwurzelten zu und flüsterte heiser, ohne aufzublicken? „Daß du so etwas tun konntest . . .! Ich bringe nachher deinen Kriskram ins Wohnheim. Mutter will dich nicht wieder sehen!"

Stephan hatte ein dumpfes, kreisendes Gefühl im Kopf. Er taumelte. In diesem Augenblick fühlte er sich leicht am Arm berührt. „Komm mit!" sagte eine Stimme. Nun erst erkannte er den alten Weichensteller Bork, der seit langem eine schmale Rente bezog und dicht an der Schnellzugstrecke wohnte. —

„Du bist ja groß und kräftig, Stephan!" rief er schlicht. „Meine alte Haushälterin ist ins Krankenhaus gekommen. Drei Wochen muß sie noch liegen. Du könntest mir im Garten und auch sonst helfen. Ich habe ein Bett für dich, und du hast ja noch etwas Zeit, bis du für ein paar Wochen fort mußt. Aber du brauchst keine Angst zu haben. Nachher kommst du wieder. Vielleicht kann ich in der Zwischenzeit etwas für dich tun. Da wird ein junger Bursche für die Gepäckabfertigung gesucht. Ich kenne ja die Leute von der Bahn, die darüber zu entscheiden haben. Wäre das nicht etwas für dich?" — Stephan rang nach einer Antwort. Aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Der alte Bork sah nur, wie die Tränen unentwegt über die Backen des Jungen rannen; die ersten Tränen tiefer menschlicher Erschütterung seit vielen Jahren.

Drei Wochen wohnte Stephan bei dem alten Mann. Er nahm ihm alles an Arbeit ab, was er glaubte abnehmen zu können. Mit keiner Silbe fragte Bork nach der Verfehlung des Jungen. Aber als die Zeit verstrichen war, die ihm bis zum Antritt der Strafe verblieben war, nahm Stephan in aller Frühe sein Gepäck und sagte leise zu seinem Wohltäter: „So, nun muß ich wohl gehen!"

Bork legte die Hand auf die Schulter des Jungen, der ihm fest aus guten Augen ins Gesicht blickte.

„Nein, mein Junge!" gab der Alte zur Antwort. „Dorthin brauchst du nicht mehr. Ich habe

Fürchtet nichts mehr als die Furcht

In der Eisenbahn war es. Starkes Gedränge. Ob ich wollte oder nicht, zwei Stunden mußte ich das Gespräch zweier Menschen anhören. Welches Thema der vielen Worte? Das liebe Essen! Ob es reicht? Wenn das und wenn jenes, dann kommt bestimmt und tausendmal sicher .... Geschlagene zwei Stunden immer das ängstliche Jammern und kleingläubige Sorgen um die Zukunft! Wie klar und leuchtend steht da das Wort des Herrn: „Seid nicht ängstlich besorgt um euer Leben!" Euer Vater weiß ja, daß ihr dies alles braucht. Und wenn er es weiß, dann wird der gute Gott auch alles tun, was uns zum besten gereicht! Noch immer hat er das Weltensteuer in der Hand! Seien wir beruhigt: Er wird es auch in drei Jahrhunderten haben! Nun aber kein Mißverständnis: Sag' ja nicht: „Der liebe Herrgott wird es schon machen!" und lege die Hände ruhig in den Schoß und schaue in den blauen Himmel! Auch heute gilt das Wort und gerade heute: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott! Selbst must du dich um Fensterscheiben kümmern, von himmlischen Höhen wird dir nicht mit Extrapost eine Sendung guten Fensterglases zugehen.

Dir wachsen ebenfalls die Kartoffeln nicht wie ein Tischleindeckdich aus der Erde heraus, du mußt da schon persönlich eine Schaufel nehmen und graben. „Werft eure Sorge auf den Herrn! Er sorgt für euch!" Das stimmt, heißt aber nicht, daß wir alle sieben Tage in der Woche gemütlichen Feierabend halten sollen.

Eines aber darf dir nicht mehr vorkommen: Jenes überängstliche Sorgen um die kommenden Tage! Überlassen wir doch die Vergangenheit der göttlichen Barmherzigkeit, die Gegenwart unserer Treue und die Zukunft der Vorsehung Gottes! Seine Vorsehung wird alles recht machen!

Blicken wir gelassen in die kommenden Tage! Bei Gott gibt es das Wort „unmöglich" nicht! Er hat immer noch Wege, auch dort, wo wir nicht ein und nicht mehr aus wissen. Er lenkt und leitet alles! Auch die Weltgeschichte! Auch dein Leben! Auch die heutigen Tage!

Nur für uns ist das Leben manchmal ein Rätsel, und wir vermeinen, den Schlüssel gar nicht mehr zu finden, der uns das Tor zum Licht der Klarheit öffnet. Für den Herrn aber ist alles sonnenklar!

Gott läßt die Menschen planen und werken, zu allerletzt ist es doch Er, der die Wege der Menschheit lenkt.

Wie dies Gott tut, ist für uns ein Geheimnis! Die Menschen glauben nur, sie können tun, was sie wollen, in Wahrheit aber wirken sie doch alle mit – ob sie wollen oder nicht – Seinen Willen zu erfüllen. Das mag uns Kraft geben! Deshalb weiter froh ans Werk.

---

eine Bürgschaft für dich übernommen. Morgen gehst du zur Bahn. Du wirst schon erwartet. Und am Sonntag sollst du wieder zum Spiel bei deinen Freunden sein. Es ist alles in bester Ordnung!"

Stephan konnte kaum sprechen. Schließlich aber entrang es sich ihm gequält: „Ich stehe doch jenseits des Gesetzes, Vater Bork!" „Nein Stephan!" erwiderte der alte Mann. „Du stehst genau so mitten im großen Gesetz von Pflicht und Treue, wie wir alle. Vater hast du mich genannt! Das war recht so, mein Junge! Sei von nun an dessen gewiß, daß du in mir immer einen Vater haben wirst. Schuld kommt nur da auf, wo man im Getriebe der lauten Welt die Liebe vergißt. Du hast ja gar nichts Schlimmes tun wollen. Aber du fühltest dich übersehen, viele Jahre schon! Und da wolltest du die, die dich niemals beachteten, auf eine sehr dumme Weise dazu zwingen, dich endlich sehen zu lernen. War es nicht so, Stephan?" — Stephan Brokemüller sagte nichts mehr. Aber er lehnte sein Haupt ganz dicht an die Schulter des alten Weichenstellers. Dabei war es ihm, als hätte der treue Fürsprecher noch einmal einem ins Dunkle brausenden Zug den rechten Weg gewiesen.

* * *

Frage die Welt,
die Zier des Himmels,
den Blitz und die Gestirne
in weisester Ordnung . . .
frage alles und sieh zu,
ob sie nicht gleichsam
in ihrem Sinne dir sagen:
Gott hat uns gemacht!

Augustinus

Es steht geschrieben

„In Schmerzen sollst du Kinder haben, und doch wirst du nach deinem Manne verlangen, der über dich herrschen wird."

Über Eva wird eine zweifache Strafe verhängt. Die erste ist uns schon bekannt: Mutterschmerz! Eva hat ihn auf die bitterste Weise erfahren! Sie mußte in das verstörte Antlitz ihres zum Brudermörder gewordenen Erstgeborenen schauen und ihn als Gezeichneten ruhelos bis ans Lebensende in der Welt umherirren wissen, ohne ihm die Gewissenslast erleichtern zu können. Den entseelten Leib ihres gemordeten Zweitgeborenen hielt sie im Schoß, um ihn dann als ersten Toten der Erde zu übergeben. Sie konnte klagen, aber niemand anklagen, als sich selbst! Durch ihr Versagen kam die Sünde und der Tod in die Welt.

Die zweite Frage liegt in den schicksalsvollen Worten: „... und doch wirst du nach deinem Manne verlangen, der über dich herrschen wird." Was sagen diese Worte aus? – Als Gott die Frau erschuf, sprach er: „Es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein ist. Laßt uns ihm eine Gehilfin machen, die zu ihm paßt." Die Frau sollte hineintreten in die Ureinsamkeit des Mannes, sollte sein „Du" werden, sein zweites „Ich", seine „bessere Hälfte", wie der Mann sie oft scherzhaft aber richtig nennt. Gehilfin sollte sie ihm sein, indem sie dem Einsamen, Heimatlosen ein Daheim schafft, seine sorgendurchfurchte Stirne glättet, seinen Kindern Mutter wird, seine Gedanken anregt, seine Pläne zur Reife bringt und sein Werk in ihre Obhut nimmt. Als Gehilfin sollte sie neben ihm stehen; er an der Wetterseite, sie in seinem Schutz, aber gleichzeitig ihn im kalten Sturm stützend und wärmend. Dem geliebten Mann so eine Hilfe sein zu können, ist ihr Verlangen, ihr Glück. In ihrer Sünde wurde sie dem Manne nicht Gehilfin, sondern Verführerin. Die Strafe mußte sich darum auch in ihrer Bestimmung als Gehilfin des Mannes auswirken: der Mann wird über sie herrschen!

Als Gehilfin stand sie neben dem Manne, als Beherrschte unter ihm! Viel Frauenleid, ja Frauentragödie ist darin beschlossen! Es gibt Herrscher, die ihre Untergebenen lieben, sie gut behandeln und für sie Sorge tragen. Es gibt aber auch Herren, die nur an sich denken und sie im kalten Egoismus ausnützen. Es gibt auch solche, die sie wie Sklaven halten und sie verachten. Wie es verschiedene Herrscher gibt, gibt es auch verschiedene „Eheherren". Die Art ihres Herrschens bedeutet für die Frau Glück oder Unglück, friedliche Geborgenheit oder Verzweiflung. Wie Eva und mit ihr viele Mütter zur Strafe in ihren Kindern sagen müssen: „Meine Schuld", so müssen sie es auch zur zweiten Strafe sagen. In jungen Jahren, vor der Ehe, werden sie dem Manne durch eigene Schuld so oft Verführerin zur Sünde. Wundern sie sich dann, wenn sie in der Ehe die Wahrheit des Schriftwortes erfahren müssen: er wird über dich herrschen? Nicht wie ein guter Hausvater und treuer Ehegatte, sondern wie ein harter Egoist, manchmal auch wie ein Tyrann? Ist es zu verwundern, wenn mit dem Anwachsen der Frauenschuld auch diese Strafe gleichen Schritt hält und die Frauen, in ihrer Würde verletzt, immer unglücklicher werden? Die Sünde zerstört die Achtung der Menschen vor einander. Wo keine Achtung, dort auch keine reine Liebe. Wo diese fehlt, werden die Menschen zu brutalen Egoisten.

Die Schrift sagt weiter: „... und doch wirst du nach deinem Manne verlangen." das ist die Wunde im Frauenherzen! Trotz all dem Bitteren verlangt sie nach dem Gatten; er ist ihr angetraut und anvertraut, er ist der Vater ihrer Kinder! Sie kann und darf ihn nicht im Stich lassen! Es ist ergreifend zu sehen, wie seelisch und oft körperlich mißhandelte Frauen trotz allem zum Manne halten, ihm verzeihen und ihn vor anderen verteidigen. Wie sie für ihn schwer arbeiten und mit ihm das letzte Stück Brot teilen. Sie empfinden es mehr als der Mann, daß sie zu ihm gehören. Dadurch wird aber auch sehr viel Schuld gesühnt und der Gnade Gottes der Weg geebnet. Im strafenden Worte Gottes wird dann ein anderer, ein Gnadensinn offenbar; jener, dem der hl. Paulus Ausdruck verliehen hat: „Die Frauen seien ihren Männern untergeben wie dem Herrn. Wie die Kirche Christus untertan ist, so seien es in allem auch die Frauen ihren Männern! Ihr Männer liebet eure Frauen, wie Christus die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat .... So sollen auch die Männer ihre Frauen lieben, wie ihren eigenen Leib." (Eph. 5. 25, ff).

Durch wahre Gattenliebe, gespeist aus der Liebe Christi zu

seiner Kirche, die er am Kreuze offenbarte, wird die Strafe zum Segen. Aus der Untergebenen wird wieder die Gehilfin, das „Du“, die mit dem Manne alles teilt, Gutes und Übles, bis sie der Tod scheidet.

Sprich leise ein Ave

von Hugo Bates O.M.I.

Wahrhaftig, es gibt auch heute noch Wunder! Solange die Welt besteht, hat Gott die Menschen noch nie ohne das machtvolle Zeugnis seiner Allgegenwart gelassen. Mag auch der Ungläubige über diese Behauptung höhnisch lächeln, so fehlt es doch keineswegs an Beweisen.

Ich möchte hier von einem Wunder der Gnade berichten, das ich selber erlebt habe. Es geschah nicht in Europa, sondern mitten in den malaiischen Dschungeln.

Es war zu Anfang des Jahres 1942, als die kaiserlichen Truppen der Japaner unsere Armeen auf dem nördlichen Malaiischen Archipel (Indonesien) aufrollten. Zu dieser Zeit lebte ich etwas landeinwärts in einer kleinen Stadt der Halbinsel. Ich war einer der wenigen Weißen, die geblieben waren; denn ich liebte diesen Ort und seine Menschen, mit denen ich fast zwanzig Jahre gemeinsam verbracht hatte. Die tropische Nacht war kaum hereingebrochen. Schon nahm ein Vorkommando der kaiserlichen Truppen diese kleine Stadt in Besitz. Sofort begann ein schier unbeschreibliches Rauben und Morden. Wer je im Dienste Tschiang Kaischeks gestanden hatte, wurde zu Tode gefoltert oder verstümmelt. Keine Frau, ob alt oder jung, entkam den Greueln, die schlimmer sind als der Tod.

Es war eine klare Mondnacht. Wir saßen geduckt in einem kleinen Laden am Rande der Stadt. Die Frauen, aufs höchste geängstigt, weinten unaufhörlich. Sie waren fest überzeugt, daß es ihre letzte Nacht sein werde. Ich selbst bin nie sehr beherzt gewesen. Aber in jener schrecklichen Nacht vergaß ich meine eigene Furcht und versuchte, die Menschen um mich herum ein wenig zu trösten. Ich wagte einen Blick zum Fenster hinaus. Da sah ich vier brutale Soldaten, die eine junge Chinesin verfolgten. Das Mädchen mochte höchstens dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein. Das gehetzte Geschöpf warf einen angstvollen Blick hinter sich. Es sah, daß es vor den rücksichtslosen Verfolgern kein Entkommen mehr gab

In dieser Ausweglosigkeit fiel es auf die Knie, erhob betend die Hände und richtete seinen verzweifelten Blick zum Himmel. – Ja, und da geschah es! Die vier Soldaten blieben plötzlich stehen. Verwundert starrten sie das betende Mädchen an. Ihre Gesichter waren mit einem Male verstört und entsetzt. Dann, als ob ihnen alle Teufel der Hölle auf den Fersen wären, ergriffen sie in verschiedenen Richtungen die Flucht.

Was mögen jene fremden Männer – und es waren doch wohl Heiden – in diesem Augenblick geschaut haben? Und würde ich tausend Jahre alt, immer werde ich den Ausdruck des Entsetzens auf ihren Gesichtern in Erinnerung behalten.

Sobald die Luft rein war, sah ich vorsichtig zur Türe hinaus. Da ich niemanden mehr bemerkte, ging ich behutsam auf das kniende Mädchen zu. Es verharrte immer noch im Gebet. Vorsichtig half ich ihm beim Aufstehen. Am ganzen Leib zitterte es noch wie Espenlaub. Als es merkte, daß ich kein Japaner, sondern ein Weißer war, wurde das Mädchen ruhiger. Schluchzend brachte es nur das eine Wort über die Lippen: „Taun“, das im malaiischen Dialekt soviel wie „Herr“ bedeutet. In seiner Muttersprache fragte ich es nach dem Gebet, das es in der Verzweiflungsstunde gesprochen hatte. Mit seinen kohlschwarzen, verweinten Augen sah mich das arme Geschöpf an, zeigte zum Himmel und flüsterte: „Maria!“

Diese junge Chinesin erzählte mir dann, daß sie zwar Heidin, aber bei den Ordensschwestern in der Stadt erzogen worden sei. Sie hatten sie belehrt, in jeder Gefahr das „Ave Maria“ zu beten. – Während ich noch sinnend dastand, stahl sich das Mädchen durch die langen Schatten des Mondlichtes nach Hause. Es mußte irgendwo in jener trostlosen Stadt wohnen. Ich sah es nie wieder.

— — — — — — —

Über andre soll gebieten
Nur, wer sich gebieten kann.
Wer sich selbst beherrscht,
erkennt nur
Fremdes Recht zu herrschen an.
H. Hoffmann

Meine Heimat meine Welt

Unsere liebe, kleine Heimat! Wie schön ist sie jetzt! Frühmorgens, wenn du hinausgehst in die stille Natur, wie liegt alles so friedlich da, vom Morgentau erquickt, von der aufgehenden Sonne vergoldet. Dort steht die schwere Frucht, bleichgereift, und wartet, daß du kommst und sie erntest. Daneben grünen andere Felder, deren Ertrag noch bis zum Herbst reifen muß. Und im dunklen Laub geborgen wächst die Traube. Über all dem singt die Lerche ihr uraltes Lied seit den Tagen ihrer Schöpfung, sie singt es hinauf in den blauen Himmel.

So liegt, lieber Landsmann, vor dir ausgebreitet die schöne Welt. Wie glücklich mußt du sein, daß deine Werkstatt die unverdorbene, keusche Natur ist, wo du mit dem Schöpfer vereint wirkst. Er ist dein großer Meister, und du bist stets sein Lehrling und Geselle zugleich.

Du darfst mit Freuden sagen: Mein ist diese Scholle, mein ist diese kleine Welt! Du hast eine Freude daran, wenn du die Mühen deines Fleißes und Schweißes belohnt siehst, wenn du nicht vergeblich gearbeitet hast. Du bangst um die reifende Frucht, wenn schwarze Gewitterwolken heraufziehen. Diese Bangigkeit kennt der Städter kaum. Es war vor kurzem in der Schule, nachmittags. Während des Unterrichtes ballte sich ein dunkles Gewitter zusammen und begann sich zu entladen. Manche Kinder folgen gespannt, aber unbekümmert schwätzend, dem Schauspiel vor den Fenstern, die ins breite Tal blicken lassen. Ein kleiner Bauernbub aber war blaß und rief: „Seid's still, es möcht' ein Schauer (Hagel) kommen!" Er bangte um die Frucht, andere, die auch von derselben Frucht essen, kannten dieses Gefühl nicht.

In diesen Sommerwochen, in der Zeit der Ernte, da spürst du es: Meine Heimat, meine Welt! Schätze du, Landvolk, dieses Stücklein Boden, das dir der Herrgott geschaffen, daß du es bebauest. Diese Scholle ist ja wie eine Mutterbrust, die gerade in den Notzeiten den Menschen am sichersten ernährt.

Du kennst Menschen bei dir, die einst auch ein Haus hatten und Felder ringsum, nun aber sind sie Heimatlose, für die fast kein Platz ist auf der großen Welt. Ja, es ist schon wahr, wer das kleine Stück Heimat verliert, entweder äußerlich oder innerlich, weil er es nicht mehr schätzt, der findet keinen Friedensplatz auf der Welt. Gott hat uns wahrlich lieb gehabt, daß er uns durch alle Stürme der vergangenen Zeit bis heute die Heimat behalten ließ. Darum schau deine Heimat als ein herrliches und verpflichtendes Geschenk Gottes an!

Wie sagt doch der Dichter Max Mell so schön:

Die Heimat lädt dich ein.
Sei zu ihr lieb!
Es könnte einmal sein,
Es könnte einmal sein,
Daß nichts dir blieb.

K.



Der Seminarchor von Battleford



In Liebe und Leid

Eine Erzählung vom Reimmichl

Fortsetzung

Er und sein Freund schrieben alle Wochen eine Karte oder einen Brief an ihre Frauen, doch erhielt keiner eine Antwort. Darüber durften sie sich nicht einmal sehr wundern; denn ihr Bleiben in Krolewez hatte ein Ende, und es begann neuerdings eine ungeheure Wanderung von einem Ort zum andern, über Briansk, Tula, Moskau, Goratow, Jadrin, Laischew, Karokulino, Ufa bis an den Ural, den sie bei Statoust hinter sich ließen, um nächsten Tags den ersten Ort in Sibirien, Tscheljabinsk, zu erreichen. Die Reise hatte drei Monate gedauert, obwohl es nirgends einen längeren Aufenthalt gab als zwei, drei bis höchstens zehn Tage. Auf dem Marsch und in den einzelnen Stationen waren Herberge, Behandlung, Verpflegung sehr verschieden. Die Wachmannschaften wurden in allen größeren Abschnitten ausgewechselt, und da waren oft unmenschliche, rohe Kerle darunter, die ihren Zorn in jeder Weise an den Gefangenen ausließen und sogar mit Stecken sie schlugen. Da und dort war die Ernährung gut, an anderen Orten mangelhaft und unbekömmlich, vielfach aber schlecht und äußerst knapp. Schlimmer noch stand es mit Herbergen, die jeder Bequemlichkeit entbehrten und fast durchaus verlaust waren. Die Gefangenen mußten auf bloßer Erde oder auf kalten Steinplatten ohne Decke schlafen. Ihre Kleider nützten sich von Tag zu Tag stärker ab, zeigten hin und hin Flecke, Risse, ja Löcher; eine Möglichkeit, sie zu verbessern oder zu ergänzen, gab es nicht. – In Petropawlowsk, einer Stadt zirka 500 Kilometer hinter der sibirischen Grenze, wurde der Trupp in acht kleine Gruppen aufgeteilt, die bei Bauern an der Erntearbeit mitzuwirken hatten. Albert und Eugen kamen zu einem Kosaken (Bauer) in Tjumen, der zwanzig Pferde, zehn Kühe, ein paar hundert Schafe und ausgedehnten Feldgrund sein Eigen nannte. Mit Hilfe Alberts, der aller Bauernarbeit vollständig mächtig war, vermochte alsbald auch Eugen das Nötige zu leisten. Die Arbeit dauerte täglich zehn Stunden lang, war schwer, aber gut bezahlt. Jeder Mann verdiente in der Woche neun Rubel. Der Rubel, 100 Kopeken, galt damals zirka drei österreichische Kronen. Über die Verpflegung, die reichlich war, hatten sie sich nicht zu beklagen, ebensowenig über die Behandlung. Nur bei der Wohnung fehlte es wie überall an der Reinlichkeit. Im ganzen und großen ging es ihnen nicht schlecht. Leider dauerte es nicht sehr lange. Der Winter stand vor der Tür. Es wurde kalt, kälter und schon sank das Thermometer auf 20 Grad, der Boden gefror, alle Feldarbeit hatte ein Ende. Da mußten sie zurück nach Petropawlowsk in das große Gefangenenlager, wo an zweitausend Mann untergebracht waren, außer Albert und Eugen nur noch drei Tiroler. Bei zunehmender Kälte, die alsbald 30 und dann 40 Grad erreichte, wurden die einzelnen Abschnitte soweit geheizt, daß die

darin Lebenden nicht gerade zu frieren brauchten. Die Behandlung entsprach den wechselnden Wachkommandanten und war teils grob und roh, teils wieder schonend. Sehr arg fehlte es mit der Nahrung, die von Woche zu Woche minderer und schließlich ganz unzureichend wurde. Eine Zeitlang konnten Eugen und Albert mit dem Gelde, das sie bei dem Kosaken in Tjumen verdient hatten, sich eine Zubuße verschaffen; als aber auch dieses Geld zu Ende ging, war der Hunger ihr täglicher Gast. Hin und wieder sparte sich Albert einen Bissen vom eigenen Munde ab und schanzte ihn dem Freunde zu. Dieser merkte es jedoch bald und wies den opfermutigen Freundesdienst mit Dank aber hartnäckig zurück. Nach auswärts zu gehen, um etwas zu erbetteln, durften sie gar nicht versuchen; denn die Kleider der Gefangenen erwiesen sich für die grimmige Kälte der Jahreszeit als völlig ungenügend. Länger als fünf Minuten vermochte es keiner im Freien auszuhalten. Neben Hunger und Frost drückte noch etwas schwer auf das Leben der Gefangenen: die fortwährende Untätigkeit und Beschäftigungslosigkeit. Die Zeit wurde ihnen furchtbar lang, sie wußten nicht, was sie damit anfangen sollten. Einzelne unterhielten sich wohl mit Kartenspielen und anderen handmäßigen Spielarten, aber das verdroß sie auch bald, und sie brüteten weiter trübsinning dahin. Dem Tischler Albert war es gelungen, als er noch einiges Geld hatte, sich einige treffliche Schnitzeisen und einen Vorrat weiches Holz zu kaufen. Damit konnte er sich jetzt die Langweile vertreiben.

Er begann fleißig zu schnitzeln – Kruzifixe, andere Jesus-, Muttergottes-, Engelsfiguren, Krippenhirten, auch Kosaken, russische Frauen und Kinder –, die er teils nach früheren Mustern, teils aus unmittelbarer Anschauung verfertigte. Eugen verwunderte sich höchlichst über die Kunst seines Freundes. Eigentliche Kunst war es zwar nicht, aber der Maler mußte gestehen, daß Albert eine mehr als handwerksmäßige Kunstfertigkeit besaß, die es ihm ermöglichte, seine Figuren nach Maß, Leibesform, Bewegung vollkommen richtig und äußerst lebendig herzustellen. Die russischen Wachen, denen Albert seine Schnitzarbeiten sehen ließ, staunten sie an und kauften ihm mehrere Stücke um billigen Preis ab. Da die gekauften Figuren unter der Wachmannschaft herumgingen und auch den Angehörigen der Wachmänner gezeigt wurden, erschienen alsbald eine Reihe von neuen Käufern, die sogar die Preise steigerten und dem sogenannten Künstler nicht nur alle fertigen Stücke um gutes Geld abnahmen, sondern ihn auch mit weiteren Bestellungen überhäuften. Für zwei Spannen große Figuren erhielt der Schnitzler zehn Rubel bezahlt. Da hatte er nun Arbeit mehr als genug und verdiente so viel Geld, daß er für sich und seinen Freund, aber auch für eine Anzahl anderer Mitgefangener die Ernährung gründlich verbessern und sogar die Anschaffung neuer Kleider ermöglichen konnte.

Unterdessen hatten sich im Kriegsgeschehen bedeutende Ereignisse vollzogen. Schon im Mai 1915 war es bei Gorlice in Galizien zur großen Durchbruchsschlacht gekommen. Zwei österreichische und eine deutsche Armee durchbrachen vereinigt die russische Front und trieben die Russen im Laufe von zwei Monaten nicht nur aus ganz Galizien und der Bukowina hinaus, sondern noch weit ins eigentliche Rußland zurück, erbeuteten Tausende von Geschützen und machten über eine Million Gefangene. Um diese Verluste zu ersetzen, hob die russische Heeresleitung, die zu einer Offensive rüstete, eine sehr große Anzahl noch nicht einberufener Mannschaften aus, die von Mittel- und Ostsibirien genommen wurden. In diesen Gegenden entstand darob ein fühlbarer Mangel an Landwirtschafts- und Industriearbeitern. Dem konnte man aber leicht abhelfen mit den österreichischen und deutschen Gefangenen. Und so kam zu Anfang Juli nebst anderen auch das Gefangenenlager in Petropawlowsk, dem Eugen und Albert angehörten, in die ungeheure, zweitausend Kilometer weite Ferne nach Osten an den Baikalsee. Dort stießen sie das erstemal in dem eintönigen Sibirien auf eine wirklich schöne Gegend, doch hatten die wenigsten eine Möglichkeit, diese zu genießen. Albert und Eugen kamen in den Flecken Smolensk, unweit der größeren Stadt Zokuts, in eine Lederfabrik, wo sie Wohnung und Verpflegung, an Sonn- und Festtagen auch freien Ausgang hatten. So fremd ihnen die Arbeit war, fanden sie sich doch bald hinein und vermochten den Forderungen zu entsprechen. Das Kommando in der Fabrik war sehr streng, das Quartier besser als in Petropawlowsk, die Nahrung eher schlechter. Fast ein halbes Jahr ging dahin, da traf Albert eines Sonntags zufällig und zu seiner größten Überraschung mit einem Menschen aus der Heimat Weißenbrunn zusammen. Es war dies der Landwehrmann Titus Gabl, der daheim den Spitznamen „Schnepf" trug. Ein wenig untermittelgroßes, kugeliges Männ-

lein, der Kopf etwas vorstehend, die scharfblikkenden Augen zu weit voneinander, die Ohren mit den Wangen verwachsen, die Nase auffallend lang und spitz, der Mund darunter sehr klein, aber redefertig, ein zurückfallendes Kinn, seines Zeichens ein Schuster, das war der Schnepf. Er genoß daheim als Hanswurst einen Ruf. Hinter all seinem Narrentum steckten aber viel Scharfsinn, Schlauheit und Spitzfindigkeit, womit er die Leute immer wieder aufs Eis führte. Außerdem hatte er nebst großer Schadenfreudigkeit eine wahre Sucht und Geschicklichkeit, entehrende Geschichten und Gerüchte, wo er sie nur witterte, genau auszuspüren und sie dann versteckter Weise in den Klatsch- und Redefluß der Gemeinde hineinzuwerfen. Ende Oktober 1914 in den Krieg eingerückt, hatte der Schnepf alsbald schon bei Jarworow in Galizien eine schwere Bauchwunde erlitten, war zurückgebracht, beinahe anderthalb Jahre lang von einem Spital ins andere geschoben und, schließlich geheilt, zu Pfingsten 1916 von Wien zu einem Erholungsurlaub nach der Heimat Weißenbrunn geschickt worden. Der Urlaub dauerte aber nicht lange. Schon nach vier Wochen mußte der Geheilte neuerdings einrücken und kam wieder nach Galizien, wo die neue russische Offensive unter General Brussilow im Gange war. In einem unglücklichen Gefecht bei Ostrog (Wolhynien) geriet Titus Gabl in russische Gefangenschaft und wurde mit einem größeren Gefangenentransport nach Sibirien geliefert. Vier Monate lang währte die Fahrt, die nach mancherlei kurzen Stationierungen endlich am Baikalsee ihr Ziel erreichte. Der Schnepf blieb drei Tage noch in Irtutsk hängen, dann brachte man ihn nach Smolensk, wo er bei einem Schuster, nahe der großen Lederfabrik, zur Arbeit eingestellt wurde. Als er das erstemal mit seinem Heimatgenossen Albert Raindl zusammentraf, schauten beide, da sie auf den ersten Blick sich nicht erkannten, einander musternd an, dann rief Albert:

„Du, du . . . Schne . . . Schne . . . Titus, du bist es? Grüß dich Gott! Wie kommst du hierher?"

„Wohl auch so wie andere Menschen", erwiderte der Gefragte lachend; „grüß dich Gott auch, Tischler. Du bist vielleicht schon längere Zeit da?"

„Beinahe dreiviertel Jahr."

„Ich erst seit vierzehn Tagen."

„Hast du Nachrichten von zu Hause?"

„Nachrichten hab ich keine; aber ich war zu Pfingsten erst daheim, vier Wochen auf Erholungsurlaub."

„Was? Was? Du warst zu Hause? Wie steht's in Weißenbrunn?"

„Es steht alles noch auf den Füßen. Aber die Leute möchten gern auf dem Kopf stehen, weil sie immer den Frieden erwarten, und er kommt nicht."

„Wie geht's meiner Frau?"

„Deiner Frau? Deiner Frau? Ah so, du meinst die Berta Roderich."

„Sie wird doch noch leben?"

„O ja, freilich leben – gesund, frisch und lustig."

„Lustig?"

„Wenn man jung ist und Geld genug hat, kann man wohl lustig sein."

„Was für Lustigkeiten hat sie denn?"

„Überall, wo eine Tanzgeige aufgrillt oder eine Ziehharmonika laut wird, ist die Roderich Berta da, und lustig geht's dann rundum, dideldumdei."

„Die Roderich Berta ist doch meine Frau."

„Im Taufbuch, nein, im Trauungsbuch wird's schon drinnen stehen, daß sie es ist."

„Hast du sie einmal tanzen gesehen?"

„Ich nicht, ich war ja bloß kurze Zeit daheim; aber die Leute erzählen viel."

„Was erzählen die Leute?"

„O, dumme Geschichten. Es wird lange nicht alles wahr sein."

„Wo wohnt denn die Berta?"

„Eine Zeitlang, sagen die Leute, habe sie in dem Hinterzimmerchen gewohnt, das beim Verkauf ihres Hauses ausgenommen war, dann mehrere Wochen beim alten Roderich; derzeit wohnt sie beim Unteren Wirt."

„Beim Unteren Wirt? Beim Rößl? Was tut sie dort?"

„Was weiß ich? Leben und Leben lassen."

„Wie soll man das verstehen?"

„Ganz einfach. Sich etwas zukommen lassen und auch dafür sorgen, daß andere, die kein Geld haben, nicht verdursten. Da hat man immer gute Gesellschaft."

„So, so – so, so – so, so." Nach einer kurzen, düsteren Pause sagte Albert:

„Ich hätte gemeint, daß die Frauen, die Männer im Krieg haben, traurig sein und weinen."

„O ja, die Frauen tun viel weinen und beten, – Im stillen wird die Berta schon auch weinen, was weiß ich. Erzählen hab ich nichts gehört davon."

„Hat sie sich bei Urlaubern nie erkundigt nach ihrem Mann?"

„Davon ist mir nichts bekannt."

„Ich hab ihr viele Karten und mehrere Briefe

geschrieben, aber nie eine Antwort erhalten."

„Mein Gott, von hundert Briefen im Krieg gehen mindestens neunundneunzig verloren."

„Ein und das andere Schreiben müßte doch in ihre Hände gekommen sein."

„Wer weiß? Die Goller Hanni soll der Staller Kathi erzählt haben, die Roderich-Tochter habe gesagt, daß sie keine Ahnung habe, ob ihr Mann noch lebe oder gefallen sei. Vielleicht wäre es besser, wenn er nicht mehr lebe; dann hätte er alles Leiden und Unheil des Krieges glücklich überstanden. Aber das ist wahrscheinlich ein Altweibertratsch."

„So, so – so, so. – Wie geht's der Berta denn sonst? Wie schaut sie aus?"

„Sehr gut. Ich habe sie nur zweimal in der Kirche gesehen. Da trat sie herein, jung und schön, nobel gekleidet, groß und hoch wie eine Gräfin."

„So, so. – Schreibst du wieder einmal nach Hause?"

„Ja, heute oder morgen."

„Sei so gut, teile in deinem Briefe mit, daß wir uns getroffen haben, daß ich gesund und wohlauf bin, auch sicher hoffe, wieder heimzukommen, allerdings in langer Zeit erst. Und ich lasse alle Bekannten und Landsleute freundlich grüßen."

„Das werde ich machen, ja."

Damit schieden sie vorläufig voneinander. Albert schritt langsam und tieftraurig seiner Herberge zu. Wie innig hatte er seine Frau geliebt und wie hing sein Herz immer noch fest an ihr. Daß sie so herzlos, so flüchtig, so leichtsinnig, fast möchte er sagen, so treulos sein könne, hätte er niemals gedacht. Er nahm in der Herberge ihr photographisches Bild wieder hervor und schaute es die längste Zeit an. Als er es zurücklegte, sprach er zu sich selbst:

„Mag es mit der Berta sein, wie es will. Ich liebe sie doch – von ganzem Herzen – nicht weniger als bei unserer Heirat, vielleicht mehr noch, und ich werde nicht aufhören, für sie zu beten."

Als ihn Freund Eugen nach mehreren Tagen besorgt fragte, warum er denn in so tief gedrückter Stimmung sei, ob ihm gesundheitlich etwas fehle, erzählte ihm Albert ohne Umschweife wahrheitsgetreu alles, was er von seinem Landsmann Titus Gabl, dem sogenannten Schnepf, erfahren hatte. Eugen versuchte ihn auf alle Weise zu trösten, namentlich mit dem Hinweis, es handle sich wohl nur um einem eitlen Weiberklatsch, obwohl er selbst nicht einmal recht davon überzeugt war. Der Freund tat ihm furchtbar leid. Wurde dieser ja förmlich vom Unglück verfolgt und hatte sein Leben lang immer und überall noch den Kürzeren gezogen. Da konnte man nicht helfen. Beide Freunde schrieben wieder an ihre Frauen. Dabei ließ Albert in seinem Briefe nicht den leisesten Vorwurf oder auch nur den Schatten eines Mißtrauens durchblicken. Nach sechs Monaten erhielt Eugen ein zärtlichliebes Schreiben von seiner Frau nebst einem ansehnlichen Geldbetrag, während Albert ganz vergeblich auf ein Lebenszeichen von seiner Gattin wartete.

In den folgenden Tagen erlebte Albert doch wieder eine Freude und einen herzhaften Trost. Als er am Samstag abends von einem kurzem Ausgang nach Hause kam, rief er seinem Freunde von weitem schon zu:

„Du, Eugen, eine Neuigkeit. Der Boskarolli ist da!"

„Der Boskarolli? Wer soll das sein?", fragte Eugen.

„Was, du kennst ihn gar nicht, den edlen, heldenhaften Feldkurat, an dem die Soldaten alle gehangen sind wie an einem Vater?"

„Ich bin nie mit ihm in Berührung gekommen. Mir ist er gänzlich unbekannt."

„Dann mußt du mit ihm bekannt werden. Er ist ein Landsmann, ein Tiroler, ein ganz feiner Mensch."

„Bei welcher Truppe war er?"

„Ich meine bei den Kaiserjägern – ganz sicher weiß ich es nicht einmal. Aber er hat sich aller Soldaten freundlichst angenommen, die eines guten Rates bedurften oder irgend eine Hilfe nötig hatten. Am liebsten war er bei den Schwerverwundeten und Sterbenden, nicht nur in Lazaretten, sondern auch draußen auf dem Schlachtfeld, bei eigener höchster Lebensgefahr. Leider hat sein Wirken bei der Feldtruppe ein schnelles Ende gefunden."

„Warum? Wieso? Ist er erkrankt oder verwundet worden?"

„Nein von den Russen gefangen, schon in den ersten Monaten des Krieges. Es war bei Grodek während einer längeren, ruhigen Kampfpause. Der Kurat Boscharolli betreute in einem größeren Feldlazarett, das scheinbar ganz ungefährdet vor den Russen war, die Kranken und Verwundeten. Ich befand mich mit einer leichten Muskelwunde am Oberarm auch in dem Lazarett. Da stürmten plötzlich eine Anzahl Soldaten herein mit dem Ruf:

„Fliehen! Fliehen! Die Russen kommen von drei Seiten her. Fliehe wer kann!" – Alles, was

gehen konnte, floh. Mehrere Stimmen riefen dem Boskarolli zu: „Herr Kurat, fliehen Sie doch, ehe es zu spät ist." Darauf antwortete er: „Fliehen kann und werde ich niemals. Ich bleibe bei meinen Kranken." – Als auch ich bleiben wollte, faßte er mich an der Schulter und mahnte heftig: „Geh, geh, mache dich auf die Beine! Du darfst nicht gefangen werden!" Ich gehorchte seinen Worten und erreichte glücklich meine Einheit. Das Lazarett mit dem Feldkurat fiel in russische Hände. „Ja, ja, der Boskarolli war immer bei den Ärmsten", sagten nachher die Soldaten, „und er hat die Ärmsten auch in äußerster Not nicht verlassen."

„Was ist mit dem Kurat geschehen? Hat man nichts mehr von ihm gehört?", fragte Eugen.

„Keine Silbe. Aber als ich heute mit ihm zusammentraf und ihn militärisch grüßte, hat er mich auf den ersten Blick erkannt und mir beide Hände gedrückt. Dann haben wir uns gegenseitig unsere Erlebnisse erzählt. Er wurde kurze Zeit nach der Gefangennahme von den Russen strafweise auf eine Festung in Turkestan drunten gebracht und dort eingekerkert, weil er einige russische Kommandostellen scharf verantwortlich machte für die harte Behandlung, die man armen, verwundeten Kriegsgefangenen angedeihen ließ. In der Festung blieb er lange sitzen und mußte viel Schweres mitmachen. Gegenwärtig befindet er sich mit einem Schub von Gefangenen auf dem Transport nach Chabarowsk, einem der äußersten Kriegsgefangenen Lager in Sibirien. Hier in Smolensk und Irkutsk haben sie drei Tage Rast."

„Den Mann möchte ich sehr gern kennenlernen."

„Das kannst du leicht. Er wird morgen um zehn Uhr hier im Zeughaus die heilige Messe feiern. Vorher und nachher ist er für alle zu sprechen."

„Natürlich werde ich zur Messe gehen."

„Ich auch. Aber ich werde schon früher hingehen, um wieder einmal zu beichten. Seit Przemysl habe ich keine Möglichkeit dazu mehr gehabt ... Dir, Eugen, würde es auch nicht schaden, wenn du das mitmachen tätest."

„Schaden gewiß nicht ... mhn – mhn –. Ich bin vor dem Einrücken mit der Valerie, meiner lieben Frau, das letztemal bei der Beicht gewesen. Heute werde ich es kaum mehr zustande bringen, ich hab alles vergessen."

„Der Boskarolli hilft dir, er hat's los. Der kann einem in der Seele lesen, ohne daß man viel redet. Ich hab's erfahren, als ich nach meiner Verwundung bei ihm beichtete."

Eugen ließ sich vom Freunde überreden. Sie gingen mitsammen zur Beicht und empfingen bei der Messe auch die heilige Kommunion. Hernach fragte Albert:

„Nun, wie ist's gegangen? Bist du befriedigt, Eugen?"

„Vollkommen", erwiderte dieser; „der Feldkurat ist wirklich ein guter, lieber Mensch, mit dem man reden kann wie mit einem Vater. Mir ist heute so froh und leicht ums Herz, als wäre ich daheim."

„Mir auch, mir auch!" versicherte Albert; „wenn der Boskarolli nur hier bleiben könnte!"

Das war leider nicht möglich, weil der Feldkurat am selben Abend noch in Irkutsk sein mußte. Vorher, am Nachmittag, war er mit zwei Landsmännern einige Stunden beisammen, und er sprach so väterlich, so herzwarm, so trostsam und aufmunternd zu ihnen, daß sie ihre Sorgen und Kümmernisse beinahe vergaßen. Auch sagte er ihnen voraus, daß sie bestimmt glücklich, vielleicht bald, nach Hause kommen würden. Als sie Abschied nahmen, war es den zwei Zurückbleibenden, wie wenn ihr liebster Herzensfreund von ihnen gegangen wäre. Auch konnten die beiden für ihre nächste Zukunft es sehr gut brauchen, daß sie die heiligen Sakramente empfangen hatten.

Es waren unterdessen militärpolitisch unvorhergesehene, entscheidungsvolle Ereignisse eingetreten. General Brusilow hatte mit der neuen russischen Offensive eine Million Soldaten geopfert und doch nicht mehr als 50 Kilometer Landgewinn errungen. Unter der russischen Bevölkerung herrschte großer Überdruß an dem Kriege. Und nun stieg die Kriegsmüdigkeit auf den Gipfel, im März 1917 brach die längst schon unterirdisch vorbereitete große Revolution in Rußland aus. Der Zar (russische Kaiser) Nikolaus wurde abgesetzt und gefangengenommen, später mit seiner Familie im Kerker ermordet. In den Straßen von St. Petersburg (damalige Hauptstadt Rußlands) gab es ein Blutbad. Aus dem Kaiserreich wurde eine Republik, der Kerensky als bürgerlicher Staatspräsident vorstand. Ganz Europa war starr vor Überraschung. In Österreich und Deutschland glaubte man allgemein, der Krieg mit Rußland sei zu Ende. Das war aber nicht der Fall. Wohl fanden in Brest-Litowsk Friedensverhandlungen statt, die sich aber zerschlugen, weil Kerensky, der neue Beherrscher Rußlands, auf die kaum schweren geforderten Bedingungen nicht eingehen wollte. Wenn auch die Monarchie verschwunden, so erklärte er, stehe doch

das russische Vaterland noch aufrecht und müsse tapfer verteidigt, ja unter allen Umständen zum glänzenden Siege geführt werden. So ging der Krieg mit Rußland weiter, und dieses konnte erst nach seinen schweren Niederlagen bei Limanowa – Lapanow, bei Lodz und bei Tannenberg zum endgültigen Friedensschluß gezwungen werden, am 3. März 1918 in Brest- Litowsk. Dafür war in Rußland selbst aber schon lange ein neuer Krieg im Gange, nämlich ein Bürgerkrieg zwischen den sogenannten Roten und Weißen, der nicht viel weniger Blutopfer kostete als der Weltkrieg. Die Roten, das sind die Bolschewiken oder Kommunisten, hatten in St. Petersburg unter schweren Kämpfen alle Macht an sich gerissen, den bürgerlichen Staatspräsident Kerensky davongejagt und die zwei kommunistischen Hauptführer Lenin und Trotzky zu Regenten eingesetzt. Im Volk besaßen sie anfangs wenige Anhänger, nur das Proletariat, schlecht bezahlte Arbeiter und verarmte Bauern, hielt zu ihnen. Sie machten aber großen Lärm, schrien und schrieben, der Kommunismus sei die wahre Freiheit, der Bolschewismus die Völker- und Volksversöhnung – „Nieder mit den Volksbetrügern!" – „Hoch die Sowjets!" – „Den Arbeiter- und Bauernräten gehört die Macht!" – – Daneben gelang es ihnen, eine zwar kleine, doch gut bewaffnete, zu allem bereite, Gewalt übende Armee aufzustellen, mit der sie ihren Einfluß und ihre Gebiete immer weiter ausdehnten. Erschreckt und feige schlossen sich ihnen viele bürgerliche Kreise an, die im Herzen feindlich gegen sie eingestellt waren. Es erhoben sich aber auch offene Gegner, die den Roten schwer zu schaffen gaben, so die Kosaken am Unteren Donfluß und namentlich die Weißen Garden in Nordrußland und Sibirien, wo die längsten und heftigsten, hin und her wogenden Kämpfe stattfanden. Die Bolschewiken (Roten) hatten den Vorteil, daß sie geschlossen und einheitlich auftreten konnten, während die Weißen ein buntes Völkergemisch bildeten, aus Teilen aller möglichen Nationen, besonders Tschechen, zusammengesetzt. Der inneren Haltung nach und in ihrem ganzen Wesen waren die Weißen kaum besser, wenn auch nicht schlechter als die Roten. Beide Parteien warben heiß um Mitkämpfer, auch unter den Kriegsgefangenen, die sich ihnen anschließen sollten. Die Roten gaben eine feierliche Erklärung ab, daß die Kriegsgefangenen nicht mehr als Gefangene zu gelten hätten, sondern freie ausländische Arbeiter seien, die machen könnten, was sie wollten. Trotzdem übten sie einen förmlichen, oft gewaltsamen Zwang auf die Gefangenen aus, sich als Soldaten für die rote Armee anwerben zu lassen. So war es auch am Baikalsee und im ganzen Umland bis Krassnojarsk, wo die Macht der Roten schon vorherrschte. Albert Raindl und besonders Eugen Pöschl, der als ehemaliger österreichischer Offizier kundbar geworden war, wurden heftig gedrängt, dem roten Heer sich anzuschließen. Wie fast alle Kiegsgefangenen weigerten sie sich hartnäckig, indem sie erklärten, als Ausländer hätten sie kein Verlangen, aber auch gar kein Recht, in politische Angelegenheiten fremder Staaten sich einzumischen. Das half aber nichts. Man drohte, ihnen jede Arbeit und damit den Lebensunterhalt zu entziehen. Da Eugen und Albert wegen ihrer Intelligenz und anderer Eigenschaften den Roten sehr wertvoll erscheinen mochten, hielt man ihnen sogar die Möglichkeit vor Augen, daß sie in einem Kerker verschwinden würden, wenn sie sich nicht anwerben ließen. An Seite der Roten und für deren Sache zu kämpfen, blieb für die beiden vollständig ausgeschlossen; es wäre eine Schande, eine Schmach, ja ein förmlicher Verrat an all ihren Grundsätzen gewesen. Sie berieten sich lange Zeit miteinander und faßten schließlich den Plan, durch Flucht sich der Gefahr zu entziehen. Wohl waren sie sich bewußt, daß der Plan äußerst schwer durchzuführen und mehr als waghalsig sei. Hatten die Roten es den Kriegsgefangenen doch streng untersagt, ihren Standort zu verlassen, und auf die Flucht war die Todesstrafe gesetzt. Einzelne Flüchtlinge waren schon erschossen worden. Trotzdem hielten die zwei Freunde an ihrem Fluchtplane fest. Beide konnten sie schon ordentlich russisch sprechen und auch schreiben. Aus Zeitungsnachrichten schlossen sie, daß die Kampflinie zwischen Roten und Weißen westlich von Omsk durchlief. Wenn es ihnen gelang, bis nach Tomsk voranzukommen und dort seitlich von der roten Front zu den Weißen hinüberzuwechseln, hielten sie sich für gerettet und hofften sogar auf die Möglichkeit einer baldigen Heimkehr. Das war leider ein Irrtum. Bei den Weißen würden sie erst recht festgehalten und kamen vom Regen in die Traufe. Da sie keine Ahnung davon hatten, wollten sie immerhin ihre Rettung auf diesem Wege versuchen. Albert war durch scharfe Beobachtung daraufgekommen, daß alle Wochen ein Eisenbahn-Lastenzug Kohle von Tomsk nach Irkutsk brachte und von hier, mit Holz beladen, nach Tomsk zurückfuhr.

Fortsetzung folgt

FATIMA STUDENT BURSE

Bisher eingenommen:	$1,824.30	Mrs. Anna McGregor, Detroit 4, Mich.	1.00
Ein Leser, Claybank, Sask.	10.00	Mrs. Peter Brost, Westlock, Alberta.	1.00
Mrs. Anna Holst, Rolling Hills, Alta.	5.00		
Mike Haag, Macklin, Sask.	3.00		$1,844.00

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.

Seminarchor von Battleford auf Gesangstour.

Nach einer Abwesenheit von zwei Jahren stellte sich in diesem Jahre der Chor unseres Scholastikates in verschiedenen Orten Saskatchewans wieder vor. Unter Leitung des hervorragenden Dirigenten P. F. Schnurr wurde der Chor dahin gebracht, den Leuten zu zeigen, daß Musik die Sprache der Seele sei, was ein jeder fühlen konnte und uns auch bestätigte. Singen war uns nicht nur eine routinenhafte Sache, sondern jeder sollte fühlen, daß es aus innerstem Herzen kommt. Der Hauptzweck des Singens lag vor allem darin, den Leuten zu beweisen, daß wir keine weltabgewandte Gemeinschaft sind, sondern eine aufgeschlossene Schar, die den Blick nach oben gerichtet, dennoch ein Verständnis hat für die Umwelt. In diesem Sinne haben wir das Singen als einen Beitrag zum modernen Apostolat aufgefaßt.

Die Eröffnung der diesjährigen Saison fand statt am Pfingstsonntag in North Battleford vor ausverkauftem Hause. Der Erfolg dieses Abends hat unsere kühnsten Erwartungen übertroffen. Ebenso erging es uns in den darauffolgenden Wochen, die uns in Regina, Holdfast, Bruno, Macklin und Leipzig sahen. Überall trafen wir ein Publikum, das ein feines Ohr hatte und die Musik wohl zu schätzen wußte.

Was uns auf diesen Reisen sehr ergriffen hat, war die Hilfsbereitschaft unserer treuen Katholiken in den obenerwähnten Orten, die zusammen mit ihren Pfarrern alles aufgeboten hatten, um uns den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten. Dafür sei ihnen allen an dieser Stelle nochmals ein herzliches „Vergelt's Gott" gesagt.

Das Programm war eine Auswahl vom Besten. Zwar hat es unserem Dirigenten viel Kopfzerbrechen bereitet um das Rechte zu treffen, aber am Ende durfte er stolz darauf sein und das Publikum hat ihm auf seine Art bewiesen, daß er es verstanden hat, das auszusuchen, was ihnen gefiel. Einundzwanzig Gesänge waren nach Inhalt in drei Abschnitte aufgeteilt. Der erste Teil enthielt bekannte Volkslieder. Im zweiten Teil unternahm der Chor eine kleine Weltreise, angefangen vom „Das Wandern ist des Müllers Lust" über „Die Loreley" bis zur „Wolga" wurden alle Länder gestreift. Ganz besonderen Anklang fanden zwei Lieder, die durch den Kosackenchor berühmt wurden, nämlich „Evening Bells" und „Heave Ahoy Ho". Der letzte Teil umfaßte nur religiöse Lieder. Er fing an mit einer russischen Version des „Kyrie eleison" und endete mit dem „Hallelujah" aus Händels „Messias". Dazwischen waren Lieder einiger weltberühmter Musiker wie C. Frank, M. Haller und P. Habets O.M.I.

Die Pausen wurden ausgefüllt durch Musikstücke bei G. Biondolillo, Trompete, und D. Krause, Geige, begleitet von Frl. M. Best auf dem Klavier. Eine besondere Überraschung war E. Brieman, ein Knabe von 12 Jahren, der mit einer glockenreinen Stimme immer wieder die Zuhörer begeisterte. C. Blume eroberte sich durch seine Solos überall die Herzen der Zuhörer und trug viel zum Gelingen des Unternehmens bei.

Zum Schluß sei allen nochmals gedankt, die uns zu diesem Erfolg verhalfen. Ganz besonderer Dank gebührt unserem Hw. P. Superior, der diese Reise überhaupt möglich machte, dann unserem Dirigenten, Hw. P. Schnurr, auf dessen Schultern die Hauptlast lag und dem unser Singen viele schlaflose Nächte bereitete. Nicht zu vergessen sei ein Mann, der zwar stets im Hintergrund stand, aber ohne dessen Rat und Ermunterungen unser Singen nicht das gewesen wäre, was es war, nämlich der Hw. P. Kuffner.

Allen aber rufen wir zu: „Auf Wiederhören und auf Wiedersehn im nächsten Jahr."

Bernhard von Fischbach O.M.I.